

Heimatwelt



Herausgeber:
Gemeinde Weimar (Lahn)
mit Beiträgen von
Gemeindearchiv Weimar
Geschichtsverein Weimar

Heft Nr. 56/2021

Redaktion:
Rita Rohrbach
Michael Endter
Siegfried Becker

Inhalt

Vorwort	3
Aspekte des Kulturlandschaftswandels im mittleren Lahntal und im Tal der Salzböde von Karl Krantz und Alfred Pletsch	4
Das Jugendheim am Auersberg – die Anfänge von Michael Endter	26
Die Wolfshäuser Furt in der Lahn und ihre Bedeutung im 18. Jahrhundert von Werner Trippel	33
Kleine Mitteilungen	
Heckenbinden (S. Becker)	24
Eine Verpflegungsstation für Flüchtlinge 1945 (S. Becker)	31
Zum Ortsnamen Walgern (S. Becker)	32
Bauerngartenblumen (2): Die Ringelblume (S. Becker)	43
Totenbahre und Leichentuch (S. Becker)	45
Holzhandel mit Holländer Kaufleuten (S. Becker)	46
Bücherschau	
25 Jahre Gedenk-, Kultur- und Bildungsarbeit in der Landsynagoge Roth	47
Herbert Merkel, Die Kirche war allgegenwärtig	47
Jahrbuch 2021 Landkreis Marburg-Biedenkopf	47
Brunhilde Miehe, Der Tracht treu geblieben	47
Off de Hieh. 1250 Jahre Oberwalgern 770-2020	48

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Für Wiederabdruck einzelner Beiträge nehmen Sie bitte Kontakt auf mit der Redaktion sowie den betreffenden Autorinnen oder Autoren. Einreichung von Manuskripten erbitten wir an die Redaktion, Geschichtsverein Weimar, c/o Gemeinde Weimar (Lahn), Alte Bahnhofstraße 31, 35096 Weimar (Lahn)

Vorwort

Mit dem vorliegenden Heft der „Heimatswelt“ ist wieder eine interessante und ansehnliche Ausgabe unseres Geschichtsblättchens entstanden. Als Hans Schneider (†2017) und dann auch Otto Weimar (†2020) als tragende Säulen unserer Zeitschrift wegbrachen, schien es zunächst so, als ob wir die weitere Arbeit daran einstellen müssten. Inzwischen hat sich ein Team gefunden, das die künftige redaktionelle Betreuung verantwortet, und ich bin als im März 2020 gewählte Vorsitzende des Geschichtsvereins Weimar darüber sehr froh und zuversichtlich, dass wir auch künftig mit Unterstützung der Gemeinde Weimar (Lahn) unsere Arbeit fortsetzen können.

Wir können nun wieder ein gut gefülltes Heft vorlegen. Altbürgermeister Karl Krantz und Professor Dr. Alfred Pletsch, Fachbereich Geographie der Philipps-Universität Marburg, haben einen wunderbar ausgearbeiteten Exkursionsvorschlag beigesteuert, und Michael Endter berichtet über das Jugendheim der Gemeinde Weimar in Nesselbrunn, zu dessen Jubiläum im nächsten Jahr eine Fortsetzung erscheinen wird. Kleinere Beiträge berichten Wissenswertes aus der Geschichte der Dörfer, die heute zur Gemeinde Weimar zusammengeschlossen sind. Einige Buchvorstellungen zeigen, dass die Aufarbeitung der Lokal- und Regionalgeschichte in der südlichen Marburger Landschaft fleißig fortgesetzt wird.

Am 14. August fand auf Vorschlag von Niklas Göpel, Vorsitzender des Vereins für Geschichte und Volkskunde Lohra, eine gemeinsame, von zahlreichen interessierten Mitgliedern wahrgenommene Wanderung unserer Vereine zu den noch heute deutlich sichtbaren Erosionsspuren des Magdalenenhochwassers vom 19. bis 22. Juli 1342 in der Gemarkung Stedebach statt (vgl. den Pressebericht in der Oberhessischen Presse vom 19. August 2021). Manfred Gerhardt, Mitglied des Lohraer Vereins, informierte uns über die Folgen dieser Starkregenkatastrophe, die zur völligen Verwüstung des bis dahin ackerbaulich genutzten Herchenbergs führte; in der Fronhäuser Chronik hat er ausführlich darüber berichtet (Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009. Fronhausen/Lahn 2009, S. 455-462). Solche Kooperationen wollen wir auch künftig immer wieder einmal fortsetzen und damit auch zur Kenntnis benachbarter Gemeinden, ihrer Lokalgeschichte und deren Aufarbeitung beitragen.

Sobald es die bisherigen Beschränkungen von Veranstaltungen aufgrund der Corona-Pandemie wieder zulassen, werden wir auch den Vorschlag geführter Dorfspaziergänge aufnehmen, die uns das historische Werden der Ortsteile unserer Gemeinde vermitteln und auf sichtbare Spuren ihrer Geschichte aufmerksam machen können. Angedacht sind zunächst Besuche in den Dörfern Weiershausen und Nesselbrunn. Mit den Ortsvorstehern werden wir zu gegebener Zeit Termine für diese Veranstaltungen abstimmen.

Vorgesehen ist zudem, immer wieder einmal Vorträge zur Geschichte der südlichen Marburger Landschaft anzubieten, in denen uns Expertinnen und Experten von der Vor- und Frühgeschichte bis in die Neuzeit Zusammenhänge vermitteln, die noch heute Einfluss auf Landschaft und Siedlungsstrukturen unserer Dörfer haben. Damit möchten wir interessierte Bürgerinnen und Bürger aus allen Ortsteilen unserer Gemeinde ansprechen. Denkbar ist zudem, dass wir die erfolgreiche Reihe der Erzählcafés, die bisher in Niederweimar angeboten wurde, über unsere Ansprechpersonen im Geschichtsverein auch im ein oder anderen weiteren Ortsteil der Gemeinde fortsetzen.

Erfreulich ist auch, dass das Gemeindearchiv für Recherchen genutzt wird; eine Studentin der Geschichte an der Universität Gießen wurde über die Ortschronik Niederwalgern auf diesen Fundus aufmerksam und arbeitet zurzeit in der Gemeindeverwaltung Akten zur Aufnahme und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen am Ende des Zweiten Weltkriegs auf. Darüber freuen wir uns sehr und hoffen, dass sie aus den Ergebnissen ihrer Bachelorarbeit auch in einem der nächsten Hefte der „Heimatswelt“ berichten wird.

Bleibt noch mitzuteilen, dass wir beabsichtigen, das Erscheinungsbild unserer Zeitschrift in den nächsten Folgen behutsam zu modernisieren; den Titel aber werden wir voraussichtlich beibehalten, um die Kontinuität des Periodikums zu gewährleisten und den Gedanken einer kritischen Spurensuche, der in den 1970er Jahren eine neue Diskussion des Heimatbegriffs anstieß, weiterzutragen.

Ich freue mich auf die Aufgabe, den Leserinnen und Lesern die „Heimatswelt“ auch künftig in bewährtem Umfang bereitstellen zu können.

Rita Rohrbach, Vorsitzende des
Geschichtsvereins Weimar (Lahn)

Aspekte des Kulturlandschaftswandels im mittleren Lahntal und im Tal der Salzböde

von Karl Krantz und Alfred Pletsch

Vorbemerkung

Dieser Beitrag ist eine gekürzte Wiedergabe des Exkursionsvorschlags aus dem Jahrbuch der Marburger Geographischen Gesellschaft 2021. Unter dem Motto „Mit Karl Krantz per Fahrrad unterwegs“ wurde von der Gesellschaft am 2. Juli 2021 eine Fahrradexkursion im mittleren Lahntal und im Randbereich des Gladenbacher Berglands durchgeführt. Für die Exkursion war ein Flyer mit einigen Hintergrundinformationen erstellt worden, der hier in einer umgearbeiteten Version vorgelegt wird. Sie möge als Anregung für eine eigene Tour dienen.

Zielsetzung der Exkursion

Der besondere Reiz dieser Exkursion liegt im Nebeneinander zweier sehr unterschiedlicher Landschaftstypen. Einerseits führt die Route durch die Talau der Lahn in ihrem mittleren Abschnitt, dem sogenannten Marburg-Gießener Lahntal, andererseits greift sie nach Westen hin aus und führt in die Randbereiche des Rheinischen Schiefergebirges (hier konkret des sogenannten Gladenbacher Berglandes), die hinsichtlich ihrer Naturlandschaft und ihrer Nutzungsmöglichkeiten gegenüber der Talau der Lahn deutlich im Nachteil sind.

Das Aufzeigen dieser naturräumlichen Gegensätze und der damit verbundenen kulturgeographischen Konsequenzen ist ein wesentliches Anliegen dieser Exkursion. Deshalb seien hier einige Überlegungen vorangestellt.

Zunächst zum Lahntal, das uns heute als eine intensiv genutzte Agrarlandschaft und als wichtiger Standort von Gewerbe und Industrie vertraut ist, abgesehen von seiner verkehrsgeographischen Bedeutung als Durchgangslandschaft zwischen Nord und Süd. Dabei muss man sich klar machen, dass das Lahntal nicht immer so ausgesehen hat. Vielmehr handelte es sich um eine typische Auenlandschaft, deren Geländeformen und Lebensgemeinschaften vom Wechsel zwischen niederer und hoher Wasserführung geprägt worden sind. Auen schaffen ständig neue Lebensräume für Pioniere unter den Pflanzen und Tieren auf engstem Raum. Die

Oberflächenstrukturen und Lebensraumbedingungen werden vorrangig vom Fluss bestimmt. Durch den Wechsel von Überflutung und Trockenfallen sind Auen sehr dynamische Lebensräume mit unterschiedlichsten Standortbedingungen, die mosaikartig untereinander verzahnt sind.

Die Reliefgestaltung des Gladenbacher Berglandes wird durch das Nebeneinander von Kuppen und Flächen geprägt. Auffallend ist auch eine beträchtliche Taldichte, die sehr viel höher ist als in den Buntsandsteingebieten. Dies wird zum Beispiel deutlich am Verlauf von Allna und Salzböde, die bereits auf der Bottenhorner Hochfläche entspringen und die mit ihren kleinen Zuflüssen, die sich gelegentlich in recht engen Tälchen mit wenig ausgeprägten Talböden zwischen den Erhebungen hindurchwinden, ein stark verästeltes Gewässernetz bilden.

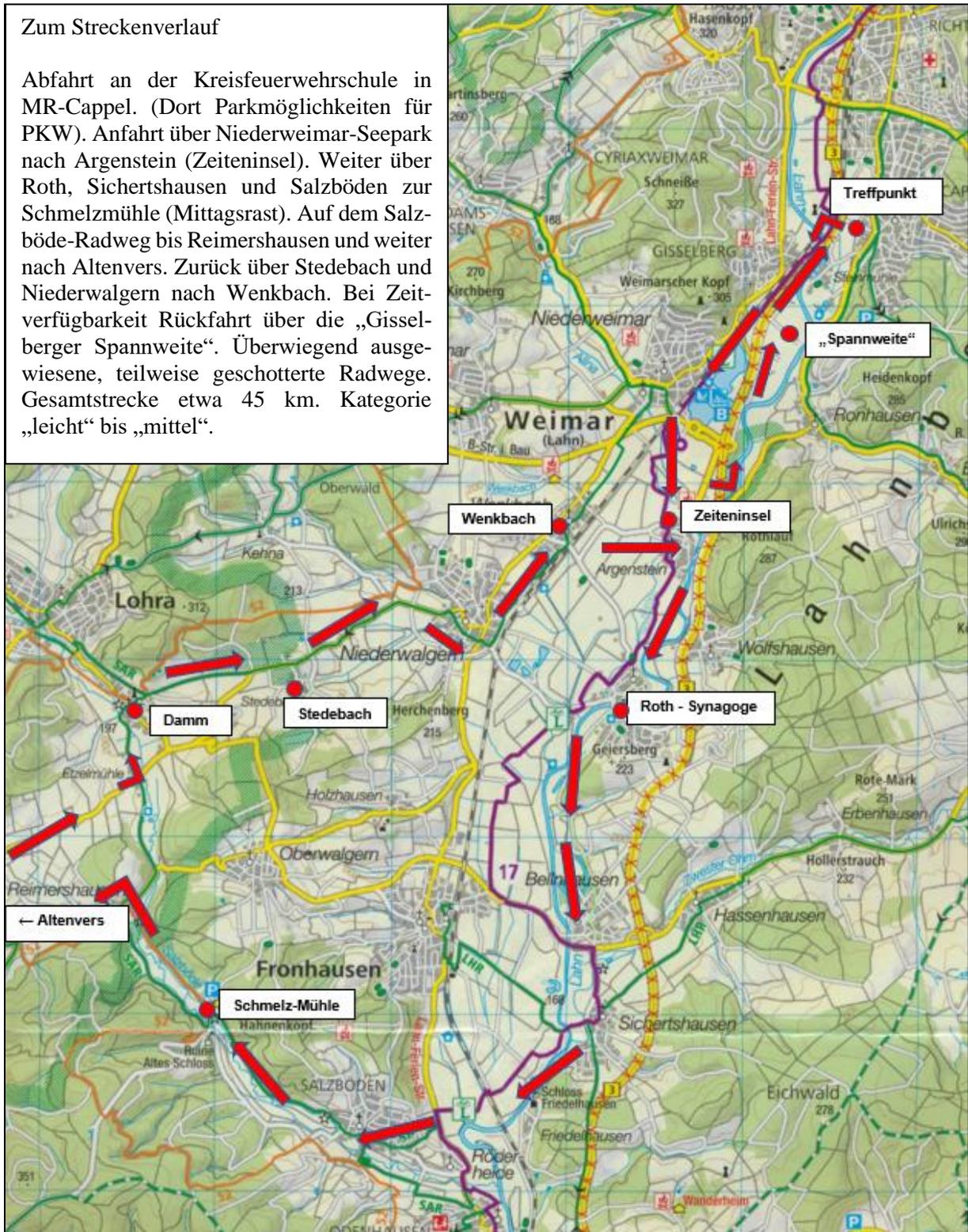
In der Regel ordnet sich das Kulturland längs der Täler an: Wiesen und Weiden nehmen die schmale Talsohle ein, Ackerland findet sich auf den unteren Talhängen. Aber selbst hier erschweren meist steinige Böden und steile Hänge vielerorts die ackerbauliche Nutzung. Die oberen Hangpartien und die steilen Abfälle der Kuppen tragen überwiegend Wald. Auch der geologische Untergrund trägt zur mosaikartigen Freiland-Wald-Verteilung bei.

Die Gegensätzlichkeit des Naturraums im Exkursionsgebiet setzt den Rahmen für die kulturgeographischen Themen, die bei den diversen Besichtigungen im Vordergrund stehen. Besondere Beachtung finden kulturlandschaftsgenetische Aspekte, die bis in die vorgeschichtliche Entwicklung zurückreichen.

Dabei ist es naheliegend, dass sich die Verhältnisse im Lahntal mit einer stark verdichteten Siedlungs- und Verkehrsinfrastruktur von diesbezüglich eher dispersen Verhältnissen im Übergangsraum zum Rheinischen Schiefergebirge deutlich unterscheiden. Auch territorialpolitische Besonderheiten haben in der heutigen Kulturlandschaft deutliche Spuren hinterlassen.

Zum Streckenverlauf

Abfahrt an der Kreisfeuerwehrschule in MR-Cappel. (Dort Parkmöglichkeiten für PKW). Anfahrt über Niederweimar-Seepark nach Argenstein (Zeiteninsel). Weiter über Roth, Sichertshausen und Salzböden zur Schmelzmühle (Mittagsrast). Auf dem Salzböde-Radweg bis Reimershausen und weiter nach Altenvers. Zurück über Stedebach und Niederwalgern nach Wenkbach. Bei Zeitverfügbarkeit Rückfahrt über die „Gisselberger Spannweite“. Überwiegend ausgewiesene, teilweise geschotterte Radwege. Gesamtstrecke etwa 45 km. Kategorie „leicht“ bis „mittel“.



Exkursionsroute durch das Marburg-Gießener Lahntal und das Salzbödetal (Kartengrundlage: Kompass-Fahrradkarte Nr. 3066, M 1:70.000 – Marburg-Schwalmstadt-Alsfeld)

Geologische Nahtstelle zwischen Rheinischem Schiefergebirge und osthessischem Deckgebirge

Das in Nord-Süd-Richtung verlaufende Tal der Lahn stellt eine markante Trennlinie zwischen dem im Westen anschließenden Rheinischen Schiefergebirge und dem östlichen Übergang zum Amöneburger Becken und dem osthessischen Bergland dar, der in diesem Abschnitt durch die mächtige Buntsandsteinscholle der Lahner Berge verstellt ist. Bevor die Lahn diese Scholle entlang einer Bruchlinie durchschnitten hat, verlief sie durch das Amöneburger Becken und erreichte ihren heutigen Verlauf durch den Ebsdorfer Grund, wie aufgrund von Schotteranalysen nachgewiesen werden konnte. Die teilweise mächtigen eiszeitlichen Schotter der Lahnaue werden bei Niederweimar bergbaulich genutzt. Auf diesen Schottern hat sich, vorwiegend aufgrund der Rodetätigkeit in den angrenzenden Mittelgebirgen, seit dem Mittelalter Auelehm abgelagert, der, bei entsprechender Drainierung, für die landwirtschaftliche und hier besonders die ackerbauliche Nutzung hervorragende Eigenschaften besitzt.

Verbreitet sind die ockerfarbigen Flächen, die sowohl im westlichen Kartenabschnitt als auch im Übergang zum Amöneburger Becken hervortreten. Hierbei handelt es sich um Lößablagerungen, die während der Eiszeiten durch Windverfrachtung (äolisch) angeweht wurden. Auch sie sind sehr gut für die landwirtschaftliche Nutzung geeignet und waren seit der neolithischen Landnahme bevorzugte Standorte für die Anlage von bodensteten Siedlungen, zumal sie gegenüber der Talauflage meistens etwas erhöht lagen und damit Schutz vor Hochwasser boten.

Auffällig ist die Verbreitung der Zechsteinformation (blaue Einfärbung). Es handelt sich dabei um marine Ablagerungen, die in Europa von dem sogenannten Zechsteinmeer im Zeitraum von vor ca. 255 bis 240 Mio. Jahren sedimentiert wurden. Die Gesteine der Zechsteinformation sind relativ weich und entsprechend sehr erosionsanfällig. Dies zeigt sich besonders deutlich in Marburg-Ockershausen und südlich von Niederwalgern, wo mehrere *Schuttfächer* in die Lahnaue hineinreichen. Hier scheint die Bodenabtragung in tief ausgefahrenen Hohlwegen eingesetzt zu haben, wobei es sich wohl um ehemalige Zufahrtswege zum alten Handelsweg der Weinstraße handelte. Die Mehrzahl der im Zechstein entspringenden kleinen Bäche führt zumindest im Oberlauf während des Sommers kein Wasser, ihre Täler können somit als

periodische Trockentäler bezeichnet werden. Fronhausen liegt am Zusammenfluss zweier Bäche auf einem größeren Schuttfächer, wie auf der zweiten Abbildung gut zu erkennen ist.

Die dunkelviolette Farbsignatur im Westteil des Kartenausschnitts bezeichnet grobe, z. T. konglomeratische Grauwacken und Schiefer bzw. dunkelgraue, überwiegend feinkörnige, zum Teil quarzitisches Grauwacken und Schiefer und verweist damit auf den Ursprung des Rheinischen Schiefergebirges im Erdaltertum (Paläozoikum). Anders als der Zechstein sind diese Flächen vorwiegend von Wald eingenommen, da sich die Böden für die landwirtschaftliche Nutzung nur bedingt eignen. Ausnahmen bilden die hier teils muldenförmig ausgeprägten Täler, die bevorzugte Grünlandnutzung kennzeichnen und wo sich historisch aufgrund des Gefälles günstige Voraussetzungen für die Anlage von Mühlenbetrieben boten.

Der östliche Teil des Kartenausschnitts ist überwiegend durch die Verbreitung des Buntsandsteins geprägt (diverse braune Farbtöne). Aufgrund seiner ungünstigen mineralischen Eigenschaften eignet sich dieses Substrat nur bedingt für die landwirtschaftliche Nutzung. Entsprechend herrscht auch hier der Wald vor, von wenigen, meist kastenförmig eingeschnittenen Talabschnitten abgesehen.

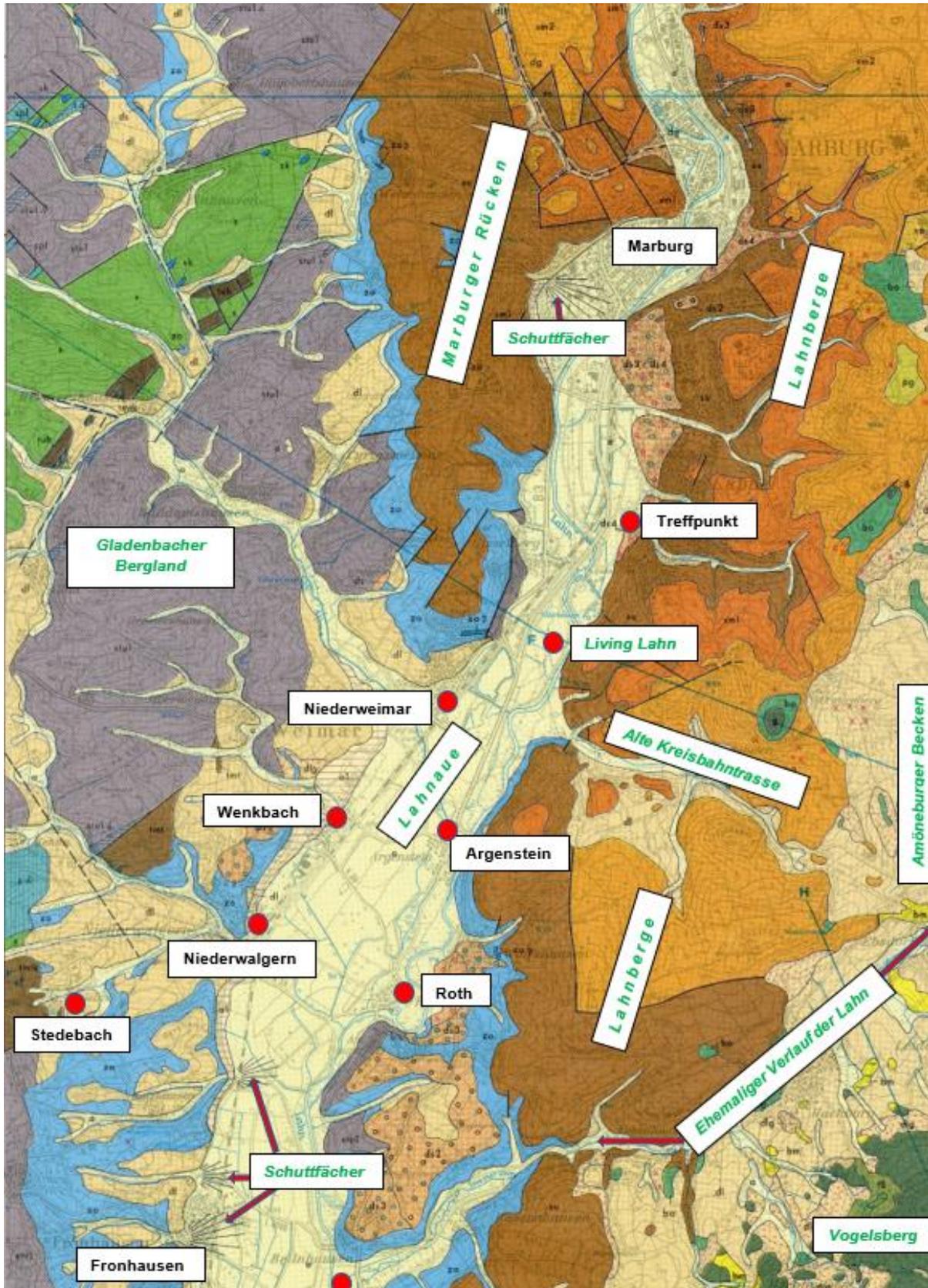
Par-Allna und die Zeiteninsel in Argenstein

Am ersten Besichtigungspunkt der Exkursion lassen sich die Überlegungen zum ehemaligen Naturzustand und zur kulturhistorischen Entwicklung der Lahnaue an zwei Beispielen eindrucksvoll dokumentieren. Seit nunmehr fast 20 Jahren wurden im Mündungsbereich der Allna in die Lahn bei Argenstein mehrere Projekte verwirklicht, die die Renaturierung der Lahnaue und die Rekonstruktion der frühen Kulturlandschaftsentwicklung miteinander verbinden. Unweit davon wurde bei Gisselberg das Projekt „Gisselberger Spannweite“ verwirklicht.

Hinter der Bezeichnung Par-Allna verbirgt sich eine Initiative, die im Rahmen einer Ausgleichsmaßnahme für den Lückenschluss der B3a zwischen Marburg und Gießen auf dem Gebiet von Weimar (Lahn) entstanden ist. Dabei bezeichnet Par-Allna einen gut 4 Kilometer langen Mündungsarm der Allna in die Lahn und gleichzeitig ein 15,4 Hektar großes Biotop. Die Vorsilbe Par- spielt darauf an, dass der Nebenarm parallel zur Lahn fließt. Er separiert, zusammen mit der Lahn und dem Allna-Mündungslauf, eine „Insel“, auf der die beiden Orte Argenstein und Roth liegen. Der Anstich des

Par-Allna-Projekts erfolgte Mitte Juni 2010. Insgesamt mussten bis zur Erstflutung ein gutes Jahr später 170.000 Kubikmeter Erde bewegt

werden, die Baukosten beliefen sich auf etwa 2,5 Millionen Euro.



Ausschnitt aus der Geologischen Karte von Marburg und Umgebung 1:50.000 (hrsg. von der MGG)



Der umgeleitete Mündungsarm Par-Allna umschließt die Zeiteninsel (Foto: K. Krantz)

Durch die Verlegung des Mündungsarms konnte ein Feuchtwiesenbiotop geschaffen werden, der in erster Linie als ornithologischer Rastplatz für Zugvögel dient. Seit jeher gilt das Lahntal als bedeutendes Vogelrastgebiet innerhalb der Mittelmeer-Mjösen-Zone, die eine der wichtigsten Vogelfluglinien Europas darstellt. Zu den regelmäßigen Besuchern des Biotops gehören etwa der Graureiher, das Blesshuhn und der Höckerschwan, gesichtet wurden auch schon Nilgans, Grünschenkel und Waldwasserläufer. Auch der mittlerweile wieder in kleinen

Beständen in Mittelhessen brütende Weißstorch und der Kranich nutzen während ihres Vorbeizuges gerne Feuchtgebiete dieser Art, und gerade der Weißstorch soll über lange Sicht wieder regelmäßiger Brutvogel des Lahntals werden. An drei Standorten (Niederwalgern, Niederweimar, Fronhausen) ist er bereits wieder heimisch geworden und angesichts zunehmender Population in den letzten Jahren besteht die Hoffnung, dass sich auch im Par-Allna Gebiet künftig weitere Storchepaare niederlassen.



Ornithologischer Schnappschuss an der Par-Allna: Bekassine (Foto: K. Krantz)

Parallel zum Renaturierungsgedanken wurde beim Par-Allna-Projekt von Beginn an auch der

Freizeitwert der Maßnahme betont. Dieser wird insbesondere durch die Anlage des archäo-

logischen Freilichtmuseums Zeiteninsel verwirklicht, in dem die Kultur- und Landschaftsgeschichte Mittelhessens aus neun Jahrtausenden anschaulich und lebendig vermittelt wird. Wichtiges Fundament für die Anlage der Zeiteninsel waren archäologische Untersuchungen im Zusammenhang mit dem Kiesabbau und im Zuge von Straßenbaumaßnahmen, die im Verlauf der letzten 25 Jahre im Weimarer Lahnthal überraschende und umfangreiche Ergebnisse erbracht haben und in deren Auswertung u. a. auch der Fachbereich Geographie mit einbezogen ist. So starteten im Oktober 2017 Arbeiten zum DFG-geförderten Forschungsprojekt

„Archäobotanische Untersuchungen zur Veränderung vor- und frühgeschichtlicher Wirtschaftssysteme und Umweltbedingungen am Beispiel der prähistorischen Siedlungen in der Flusslandschaft der mittleren Lahn (Gemeinde Weimar, Lkr. Marburg-Biedenkopf)“. Seither werden im Geographischen Institut die in den Siedlungsbefunden konservierten pflanzlichen Reste aller archäologischen Ausgrabungen um Weimar/Lahn seit 1991 isoliert, botanisch bestimmt und zum Wandel von Landwirtschaft, Pflanzennutzung und Umwelt zwischen Altneolithikum und Hochmittelalter ausgewertet.

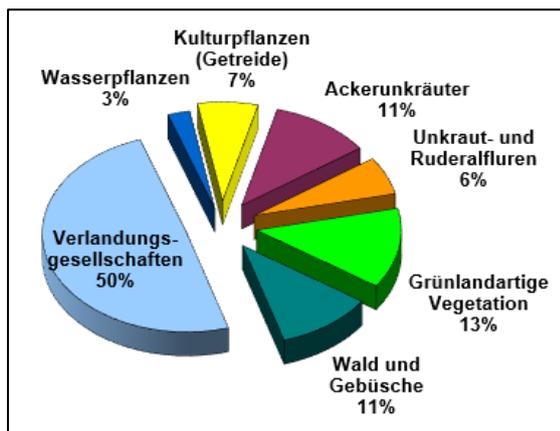


Orientierungsplan der Zeiteninsel von Argenstein: Zeitstationen*

Mittelsteinzeit (Mesolithikum, ca. 9.600 – 5.500 v. Chr.): Lagerplatz nomadischer Jäger und Sammler mit der typischen Vegetation wie vor ca. 11 000 Jahren. **Jungsteinzeit (Neolithikum, 5.500 – 2.200 v. Chr.):** Langhaus sesshafter Bauern der mittleren Jungsteinzeit („Rössener Kultur“, um 4500 v. Chr.). **Bronzezeit (2.200 – 800 v. Chr.):** Gehöft der „Urnenfelder Kultur“ (um 1000 v. Chr.). **Eisenzeit (800 v. Chr. – 0):** Weiler der Vorrömischen Eisenzeit (um 500 v. Chr.). **Frühe Römerzeit (0 – ~ 250 n. Chr.)**:** Germanisches Gehöft (um die Zeitenwende). ** (Zeitspanne nicht in Übereinstimmung mit historischer bzw. archäologischer Definition!)

* (Ausführliche Erläuterungen unter <https://www.zeiteninsel.de/museum/zeitstationen/>)

Im Rahmen des derzeit noch laufenden DFG-Projekts UR 58/2-2 konnten zur mittelneolithischen Besiedlungsphase im mittleren Lahntal inzwischen weitere Ergebnisse von Dr. Ralf Urz erarbeitet werden. Ihm ist es gelungen, neben den Funden in normalen Siedlungsgruben mit ihren meist verkohlten Kultur- und Wildpflanzenarten auch unverkohlt erhaltene Pflanzenreste aus einem an das Siedlungsareal direkt angrenzenden Stillgewässer zu untersuchen und einzuordnen. So konnte er u. a. mittelneolithische Pflanzenarten eines Feuchtbodenbefundes botanisch bestimmen und verschiedenen Lebensräumen zuordnen, für die eine Datierung um 4.500 v. Chr. als gesichert gilt. Dr. Ralf Urz ist seit 2009 (mit kurzen Unterbrechungen) Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Geographie der Philipps-Universität. Einer seiner Forschungsschwerpunkte ist die Paläoumweltforschung, mit mehreren einschlägigen Projekten im Marburger Raum. Die Abbildungen wurden von ihm für diesen Beitrag freundlicherweise zur Verfügung gestellt.)



Lebensräume mittelneolithischer Pflanzenarten im ehemaligen Siedlungsumfeld (Grafik: R. Urz)

In der Abbildung wird anhand pflanzlicher Großreste verdeutlicht, wie die Vegetation im Umfeld einer Siedlung in den angrenzenden Altarmen der Lahnaue im Mittelneolithikum ausgesehen haben könnte. Der Befund stellt insofern eine interessante Ergänzung zu den pflanzlichen Abfällen aus den Siedlungsgruben dar, als diese eher landwirtschaftliche Arbeiten widerspiegeln. Dass in dem Diagramm Feuchtwegvegetation dominiert (Verlandungsgesellschaften), ist auf die lokalen Verhältnisse an den Ufern des Stillgewässers zurückzuführen. Aber Kulturpflanzenreste insbesondere von Getreide belegen auch, neben archäologischen Funden, eine haus- und landwirtschaftliche Nutzung des Arealen in unmittelbarer Umgebung der

Siedlungsstandorte. Insgesamt konnten durch die geoarchäologischen und archäobotanischen Untersuchungen wichtige Hintergrundinformationen für Modell-Rekonstruktionen von Gebäuden mit zugehöriger Landschaft aus fünf früh- und vorgeschichtlichen Kulturepochen erarbeitet werden, die sich im Grundplan der Museumsanlage Zeiteninsel in Argenstein wiederfinden.



Faunistische Vielfalt an der Par-Allna bei Roth (Foto: A. Pletsch 2020)

„In fünf Zeitstationen werden mit rekonstruierten Gebäuden in Originalgröße, eingebettet in die epochentypische Hintergrund-Vegetation und begleitet von Wirtschaftsflächen wie Ackerbeeten oder Viehweiden, „begreifbare“ Bilder vermittelt, wie es damals gewesen sein könnte. Von einfachen Mitmachstationen, anspruchsvollen Seminaren bis zu „Eine Woche in der Steinzeit leben“ gibt es inzwischen für verschiedene Altersgruppen vielfältige Angebote im Bereich der rund 3,5 ha großen Anlage. So kann in die Welt(en) unserer Vorfahren hineingeschnuppert, ihr Alltag selbst erlebt, können längst vergessen geglaubte (Handwerks-)Techniken wieder erlernt werden.“

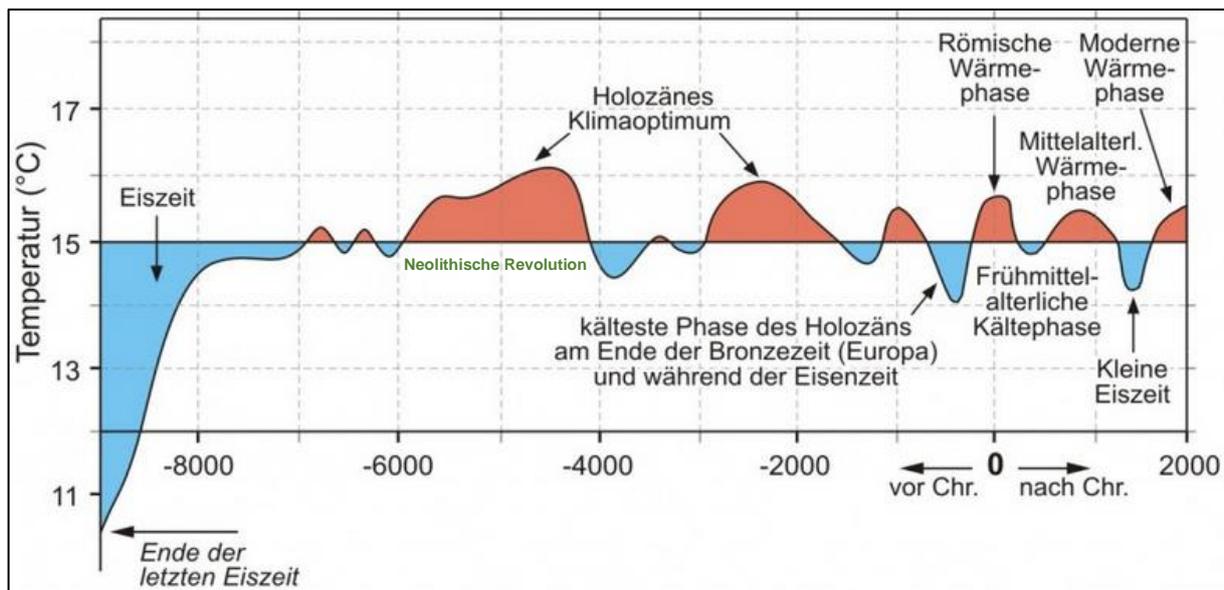
Quellen: verändert nach <https://de.wikipedia.org/wiki/Par-Allna> und <https://www.myheimat.de/weimar/kultur/tag-des-offenen-denkmalszeiteninsel-m2267158,2437929.html>

Exkurs: Phasen der Kulturlandschaftsentwicklung Mitteleuropas

Klimaschwankungen im Postglazial: Mit dem Ende der Eiszeit begann ca. 11.500 Jahre vor heute das Holozän. Doch auch in diesem Zeitraum war das Klima Schwankungen unterworfen. Die wärmste Phase, das holozäne Klimaoptimum, fällt in die Zeit um 7.000 Jahre vor

heute. Spätere Klimagunst- und Ungunstphasen lassen sich häufig mit historischen Ereignissen korrelieren. So spricht man beispielsweise von der römischen Wärmeperiode (um 2.000 Jahre vor heute), dem Pessimum der Völkerwanderung (um 1.500 Jahre vor heute) sowie der mittelalterlichen Wärmeperiode (um 1.000 Jahre vor heute). Im Spätmittelalter setzte dann eine Abkühlung ein, Sturmfluten und Hungersnöte in

Folge von Missernten häuften sich. Die Verschlechterung der Lebensbedingungen während der folgenden Kleinen Eiszeit führte zu mehreren Auswanderungswellen in außereuropäische Länder. Diese Phase, die bis 1850 andauerte, war gekennzeichnet durch eine im Vergleich zu heute um etwa 1°C kältere Jahresmitteltemperatur. Seitdem befinden wir uns wieder in einer Wärmeperiode.



Der Klimawandel seit der letzten Eiszeit (Quelle: Roth 2018, nach Schönwiese 1995)

Vom Spätmesolithikum zum Frühneolithikum: Vom südöstlichen Europa her breitete sich die neolithische Lebensweise aus und erreichte vor ca. 7500 Jahren unsere Region. Das bisher gängige Erklärungsmodell rekonstruiert dabei eine Neolithisierung Mitteleuropas über den Balkan und das Karpatenbecken und über die sich schließlich im westlichen Ungarn entwickelnde bandkeramische Kultur. Gruppen bandkeramischer Bauern, die in Langhäusern lebten, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen hielten, Emmer und Einkorn anbauten und die für sie so charakteristischen linienbandverzierten Kümpfe herstellten, sind entlang der großen Flusssysteme Richtung Westen gewandert. Der Wandel von der aneignenden Lebensweise der letzten nomadischen Jäger und Sammler der Mittelsteinzeit zu der neuen produzierenden Lebensweise sesshafter Bauern und Viehzüchter im Neolithikum kann kaum deutlicher als durch diese beeindruckenden Großbauten veranschaulicht werden.

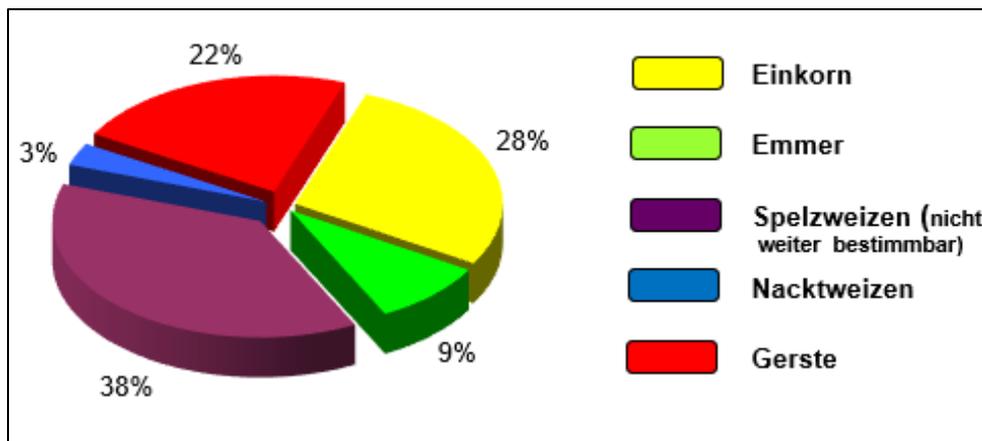
Frühneolithikum (ältere Jungsteinzeit, ab ca. 5.500 v. Chr.): Die frühneolithische Landnutzung beschränkte sich in Mitteleuropa auf Tieflagen mit trocken-warmem Klima und

vorwiegend fruchtbaren Lössböden. Beim Getreide waren zunächst nur Einkorn und Emmer von Bedeutung. Später wurden vermehrt auch mehrzeilige Nacktgerste und Weizen angebaut. Als fettliefernde Pflanzen standen Lein und Schlafmohn zur Verfügung. Das Hülsenfruchtspektrum war auf Linse und Erbse reduziert. Sichere Kenntnisse über die Anbauverfahren fehlen. Die derzeit meistfavorisierte Hypothese geht von einem kleinflächigen intensiven Hackbau auf dauerhaft bewirtschafteten Flächen ohne Düngung aus, einer Art Gartenkultur.

Mittelneolithikum (mittlere Jungsteinzeit, ab ca. 5.000 v. Chr.): Im Mittelneolithikum erweitert sich das bäuerliche Siedlungsgebiet Mitteleuropas kaum. Auch geht man nicht von einer wesentlichen Veränderung der Anbauverfahren aus, vermutet aber nachlassende Bodenfruchtbarkeit und sinkende Erträge als Folge von Nährstoffentzug durch langjährigen Anbau ohne Düngung. Ein Hinweis auf eine angespanntere Situation könnte die Zunahme von Ackerunkräutern sein. Möglicherweise zwangen die geringeren Erträge zu solcher Flächenausweitung, dass keine effektive Unkrautbekämpfung mehr möglich war. Ackerbau und

Viehzucht sicherten die Lebensgrundlage der Menschen. Der Anbau zahlreicher

Nutzpflanzenarten war auf die Jahreszeiten und die Bodenqualitäten abgestimmt.



Nachgewiesene mittelneolithische Getreidearten im Lahntal bei Weimar-Niederweimar (Quelle: Urz 2009, S. 30)

Jungneolithikum (spätere Jungsteinzeit): Ab ca. 4.300 v. Chr. erweitert sich das bäuerliche Siedlungsgebiet. Voraussetzung für diese Expansion sind verbesserte Anbauverfahren, die auch auf ärmeren Böden unter feuchterem Klima mit größerer Nährstoffauswaschung ausreichende Erträge ermöglichen. Im Anbau werden Hartweizen, Emmer und Gerste bevorzugt. Es kommt zur Ausbildung erster Bodennutzungssysteme im Sinne der Feld-Wald-Wirtschaft. Um Ackerbau treiben zu können, wird der Wald in einem relativ jungen Wuchszustand (ca. alle 10-12 Jahre) gerodet und das Astwerk verbrannt. Durch die Aschedüngung konnte im Anschluss für ca. 2 bis 3 Jahre Getreidebau betrieben werden, bevor die Felder wieder einer Selbstbewaldung überlassen wurden.

Spätneolithikum (ab ca. 3.500): Hohe und sichere Agrarerträge erweitern Handlungsspielräume. Es ist daher naheliegend, dass man die Erfahrungen aus dem Rotationssystem dahingehend umsetzte, dass man, unter Beibehaltung des Brandverfahrens, den Anbau dauerhaft auf den fruchtbarsten Böden beließ und das Holz für den Brand auf den schlechteren Standorten erzeugte. Auslöser für diese Neuerung waren wohl Krisen infolge von Übernutzung, welche durch die atmosphärischen Stickstoffverluste beim Brennen allmählich verschärft wurde. Ein Hinweis auf Probleme könnte auch die Abkehr vom Hartweizen und die erneute Hinwendung zu den anspruchsloseren Arten Gerste, Emmer und Einkorn sein.

Endneolithikum (ab ca. 2.800 v. Chr.): Als neue Getreideart erscheint der Dinkel. Stark verminderter Holzkohleeintrag in Seeablagerungen deutet die Aufgabe der Brandwirtschaft an. Stattdessen nehmen Weidewirtschaft und dauerhaft gehölzfreie, grünlandartige

Vegetation zu. Es ist eine Vorwegnahme der bronzezeitlichen Verhältnisse. Dabei deutet sich möglicherweise bereits der Wechsel von der Asche- zur Mistdüngung an. Mistdüngung hat den Vorteil, dass als Viehfutter geeignete pflanzliche Biomasse kurzfristig in natürlichen Dünger umgewandelt wird.

Bronzezeit (ab ca. 2.200 v. Chr.): Vor allem in der späten Bronzezeit haben sich neue Anbauverfahren etabliert. Im Anbau kommen Hirse und die Ackerbohne auf. Weitere wichtige Kulturpflanzen sind Dinkel, Spelzgerste, Erbse, Linse und Schlafmohn, gebietsweise auch noch Emmer und Einkorn. Wenn in Abhängigkeit von der Bodengüte die Erträge eines Feldes absanken, wurde eine Brache eingeschoben, in der das Feld vergraste, aber durch Beweidung genutzt wurde (Egartwirtschaft, Feld-Gras-Wirtschaft). Das Vieh wandelte dabei die lebende pflanzliche Biomasse in Mist und damit letztlich in pflanzenverfügbare Nährstoffe um. Aufgrund der Brachephase war intensive Bodenbearbeitung erforderlich, der Pflug ersetzte die Hacke und wurde zum wichtigsten landwirtschaftlichen Gerät.

Eisenzeit (800 bis 500 v. Chr. = Hallstatt, 500 bis 0 = La Tène): In der vorrömischen Eisenzeit war Mehrzeilige Spelzgerste überall das wichtigste Getreide. Als Winterfrucht war Dinkel von großer Bedeutung. Daneben wurden Hirse, Emmer und Einkorn angebaut. Bei den Öl- und Faserpflanzen spielt Leindotter eine große Rolle, bei den Hülsenfrüchten kommt die Linsenwicke hinzu. Die Anbauverfahren dürften die gleichen geblieben sein wie in der späten Bronzezeit. Im Zuge von Bergbau und industriellen Aktivitäten wurden jetzt auch Ungunsträume in den Mittelgebirgen erschlossen und landwirtschaftlich genutzt. Die Kelten

kannten ausgeklügelte Verfahren der Düngung und Bodenbearbeitung, mit denen sie auch arme Böden in Kultur nehmen konnten. Die vorrömische Eisenzeit ist aber keine Phase durchgehend dichter Besiedlung und intensiver Landwirtschaft, sondern lässt ein ständiges Auf und Ab der Nutzungsintensität erkennen.

Römerzeit (hier vor allem Römische Kaiserzeit, 0 bis 375 n. Chr. nach archäologischer Definition): Während der Römischen Kaiserzeit wurde nördlich der Alpen Dinkel zum meist angebauten Getreide. Zu den bekannten und weiter genutzten Arten kam nun der Roggen hinzu, der besonders anspruchslos und säuretolerant ist. Das große Verdienst der Römer ist die Aufwertung und Ausweitung der bislang in Mitteleuropa auf wenige Gewürz- und Gemüsepflanzen sowie Obstarten beschränkten Gartenkultur. Sie brachten Knoblauch, Gartenmelde, Mangold, Kohl, Senf, Koriander, Fenchel, Gurke, Melone, Flaschenkürbis, Kresse, Majoran, Melisse, Basilikum, Salbei, Bohnenkraut und Thymian aus dem Süden und siedelten diese hier in Gärten an. Dem Obstbau bescherten sie Esskastanie, Kornelkirsche, Quitte, Feige, Walnuss, Maulbeere, Kirsche, Pflaume, Zwetschge, Mandel, Pfirsich, Speierling und die Rebe.

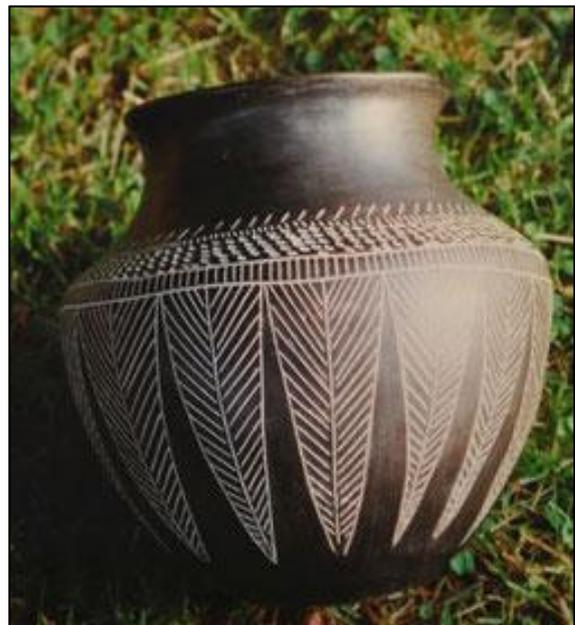
Quelle: gekürzt aus Rösch 2011. Vgl. auch https://www.researchgate.net/publication/267150858_Landnutzung_und_Kulturlandschaft_in_Mitteleuropa_von_der_Jungsteinzeit_bis_zur_Neuzeit_Ein_Uberblick

Materielle Kennzeichen der früh- und mittelneolithischen Kultur

Die erste große Bauernkultur des Frühneolithikums (ältere Jungsteinzeit, ab ca. 5.500 bis 5.000 v. Chr.) in Mitteleuropa wird nach der charakteristischen bandartigen Musterung aus runden und eckigen Spiralbogenlinien ihrer Tonwaren Bandkeramikkultur (auch Linienbandkeramikkultur) genannt. Lebensgrundlage der Bandkeramiker waren Ackerbau und Viehzucht, die Sesshaftigkeit erforderten und zugleich ermöglichten. Ihre Siedlungen entstanden bevorzugt auf Lössböden in Gewässernähe. Mit zunehmender Verdichtung der Besiedlung wurden auch ungünstigere Lebensräume erschlossen. Die Bauern der bandkeramischen Kultur errichteten massive rechteckige Pfostenbauten, für die es in anderen neolithischen Kulturen keine Vorbilder gab, die also eigene Entwicklungen waren. Der bandkeramische Langbau war bis zu 45 Meter lang und hatte eine Breite von 5 bis 8 Metern. Vereinzelt sind auch noch größere Langhäuser bekannt. Die Ausrichtung der Häuser wurde den klimatischen

Verhältnissen im Siedlungsgebiet angepasst. Häufig waren sie so gebaut, dass die Schmalseite in nordwestliche und südöstliche Richtung zeigte. Die Giebelseite mit dem angenommenen Haupteingang war nach Süden oder Südosten ausgerichtet. Im Norden oder Nordwesten war die wetterexponierte Hausseite, die zum Schutz vor Regen und Windböen mit einem palisadenartigen Wandabschluss versehen wurde.

Der Bandkeramik folgte in ihrem westlichen Verbreitungsgebiet (etwa heutiges Deutschland) die Rössener Kultur der mittleren Jungsteinzeit (Mittelneolithikum) und wird auf den Zeitraum von ca. 5.000 bis 4.300 v. Chr. datiert. Sie ist im Rahmen der Exkursion von besonderem Interesse, weil die meisten Funde im archäologischen Grabungsgebiet von Weimar-Niederweimar dieser Zeitphase zugeordnet werden konnten, u. a. eine kleine Ansiedlung mit einem Langhaus, einigen Gruben und einer großflächigen Abfallschicht mit vielen Funden.



Jungsteinzeitliche Gefäßverzierung
(Rössener Kultur, um 4.500 v. Chr.)

Zu den typischen Merkmalen der materiellen Kultur der Rössener zählen die Gefäßformen, z. B. hohe Schüsseln mit Standfuß, Kugelbecher, Zipfelschalen oder Schiffchengefäße. In seltenen Fällen treten Bemalungen der Gefäße auf. Daneben werden häufiger Tiergefäße hergestellt. Auch anthropomorphe Motive, also "menschenartige" Darstellungen kommen vereinzelt auf Gefäßen vor. Die Oberfläche der Keramik ist meistens braun, rotbraun, dunkelbraun oder grauschwarz und geglättet. Die charakteristische Dekoration umfasst mit weißer Paste

ausgelegte (so genannte Inkrustation) Doppelstiche („Geißfußstich“), furchenartige Einstiche und Stempelindrücke (Quelle: <https://www.zeiteninsel.de/museum/zeitstationen/jungsteinzeit/>).

Bei den Siedlungen der Rössener handelt es sich meistens um trapez- und/oder schiffs-

förmige Langhäuser, die bis zu 65 m lang sein konnten. Die Beherrschung der Holzbearbeitung war eine entscheidende Voraussetzung für die Errichtung solcher Bauwerke.



Jungsteinzeitliches Langhaus auf der *Zeiteninsel* (Foto: K. Krantz 2020)

Ein Vergleich der Häuser aus dem Früh-, Mittel- und Jungneolithikum zeigt, dass die mittelneolithischen Langhäuser durchaus noch in der Tradition ihrer bandkeramischen Vorläufer stehen. Sie modifizieren diese aber, indem sie nun nicht mehr langrechteckig sind, sondern leicht gebogene Längswände und unterschiedlich lange Schmalseiten aufweisen. Im Detail zeigen sie eine weitaus individuellere Handschrift. Bedingt durch den Grundriss besaßen sie vermutlich eine abfallende Dachlinie. Eine mehrfache Innenaufteilung ist nachgewiesen, es wohnten also vermutlich mehrere Kleingruppen in einem Haus.

Wie die Inneneinrichtung aussah und genutzt wurde, ist bisher wenig bekannt. Hinweise geben die noch sichtbaren und rekonstruierbaren Pfostenstellungen der ergrabenen Hausgrundrisse. Danach kann man davon ausgehen, dass die größeren Häuser in drei baulich und wohl auch funktional unterschiedliche Bereiche, „Wohnen, Arbeiten und Lagerung“, gegliedert waren. Sie beherbergten vermutlich eine

größere Personengruppe und wohl auch deren Tiere unter einem Dach. Gärten und Felder lagen im Umfeld der Ansiedlung. Neben den Großbauten existierten auch kleinere Häuser, denen z. B. der „Speicherraum“ fehlte. Auf nahezu allen vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsplätzen wurden Gruben in verschiedenen Formen und Größen ausgehoben, um sie anschließend für unterschiedliche Zwecke (Vorrats- und Speichergruben, auch Abfallgruben) zu nutzen.

Quelle: verkürzt aus <http://www.archaeopro.de/archaeopro/Strukturen/Langhaus1/Langhaus1-Rek.htm>

Über Roth, Bellnhausen und Sichertshausen ins Salzbödetal

In Roth weist die restaurierte ehemalige Landsynagoge auf die Geschichte der jüdischen Gemeinde hin, die hier im sogenannten *Schenkisch Eigen*, einem Gericht, in dem das Adelsgeschlecht der Schenken zu Schweinsberg umfangreiche Herrschaftsrechte besaß, in der frühen Neuzeit angesiedelt wurde; sie wird heute vom Arbeitskreis Landsynagoge Roth betreut und als Bildungs- und Gedenkort genutzt (vgl. dazu die Beiträge in *Heimwelt* 5/1979, 48/2012 und 49/2013; <http://www.landsynagoge-roth.de/index.php/de/geschichte/juden-aus-roth>).

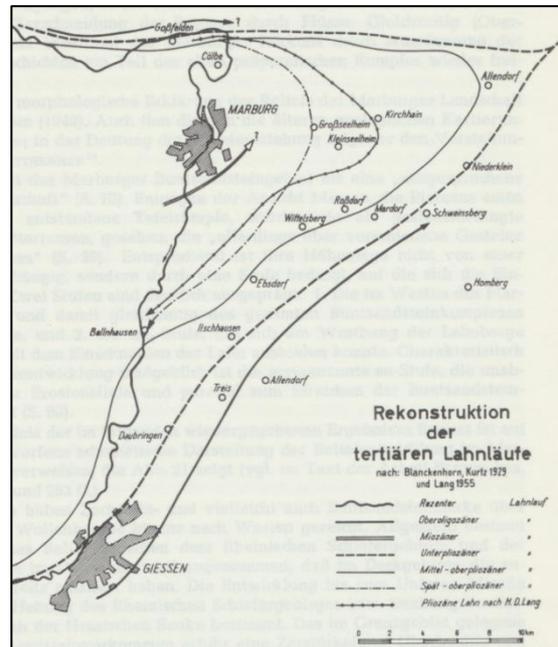


Die Landsynagoge in Roth (Foto: A. Pletsch)

Mit Erreichen von Sichertshausen ergibt sich eine völlig andere Thematik, die bereits im geologischen Überblick kurz angesprochen wurde: die Flussgeschichte der Lahn. Zwischen Bellnhausen und Sichertshausen überquert der Radweg die Zwester Ohm, die, aus dem Ebsdorfer Grund kommend, hier in die Lahn mündet. Verfolgt man die Flussgeschichte der Lahn, so folgt die Zwester Ohm einem alten Lahnlauf, der ursprünglich durch das Amöneburger Becken verlief und dabei mehrfach sowohl seine Verlaufsrichtung als auch seine Position geändert hat. Die ursprünglich von Blankenhorn und Kurtz (1929) aufgrund von Schotteranalysen aufgestellte Hypothese der tertiären Talverläufe wurde in der Folgezeit immer wieder kritisiert und von verschiedenen Autoren auch modifiziert. Aber auch spätere Arbeiten stellen die Tatsache als solche nicht grundsätzlich in Abrede, wobei auch die Frage der Herausbildung des heutigen Lahnabschnitts zwischen dem Cölber Lahnknie und Bellnhausen nicht widerspruchsfrei geklärt ist. Hier bleibt also noch Raum für weitere geomorphologische Untersuchungen künftiger Wissenschaftler.

Vor dem Verlassen des Lahntal-Radwegs in Richtung Salzböde lohnt sich der Blick zurück

auf Schloss Friedelhausen, das in seinen ältesten Teilen auf das 13. Jahrhundert zurückgeht. Das heutige Gebäude des Alten Schlosses wurde 1564 erbaut. Es ist Teil des angeschlossenen Gutshofes.



Tertiäre Lahnverläufe durchs Amöneburger Becken (Quelle: Lauer 1967, Abb. 22)

Das Neue Schloss stammt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und zitiert den Stil der englischen Neugotik, die sogenannten Tudorgotik. Es wurde von dem englischen Architekten John Dobson geplant. Als Baumaterial wurde ein dunkler Basalt verwendet (sogenannter Lungstein), der dem Gebäude ein düsteres Aussehen verleiht. Rainer Maria Rilke war in den Jahren 1905 und 1906 jeweils für einige Wochen im Schloss zu Gast (Scharfenberg 2005). Das Hofgut Friedelhausen wird heute von einer sozialtherapeutischen Gemeinschaft als Demeter-Betrieb mit Hofladen bewirtschaftet.

Ein lohnender kurzer Halt bietet sich (bei Zeitverfügbarkeit) auch bei der Kirche in Salzböden (heute Ortsteil von Lollar), die sich leicht erhöht am nördlichen Ortsrand inmitten eines dreiseitig ummauerten Friedhofs befindet. Ursprünglich bestand die Kirche lediglich aus einem frühgotischen Wehrturm aus dem 13. Jahrhundert, dem eine kleine Apsis angefügt war. Im 16. Jahrhundert erfolgte die bauliche Erweiterung durch einen kleinen Choranbau. Das verschieferte Fachwerk-Obergeschoss des Wehrturms wird seitdem von einem Walmdach abgeschlossen, das den vorherigen mittelalterlichen Turmhelm ersetzte. Architektonisch handelt es sich somit um ein Bauwerk mit zwei

eigenständigen Baukörpern, die durch ihren Festungscharakter zu einer Einheit werden.



Der Wehrturm der Kirche von Salzböden
(Foto: K. Krantz 2020)

Eine der bekanntesten Mühlen im Salzbödetal ist die Schmelz-Mühle, dies insbesondere aufgrund ihrer heutigen Funktion als Gastronomiebetrieb. Urkundlich erwähnt wird der ehemalige Besitz der Fürsten zu Nassau-Weilburg im Jahre 1740 als sogenannte Mühlen beim Cronauer. 1823 gingen die Lehm-mühlen in das Eigentum der damaligen Pächter über, von denen sie ein Vorfahre der heutigen Besitzer 1844 erwarb. Zusätzlich zu Mühle und Landwirtschaft wurde 1924 zunächst eine Sommerwirtschaft eröffnet. Seit einer baulichen Erweiterung 1964 wird die Gastronomie ganzjährig betrieben, was mit der baldigen Einstellung der Landwirtschaft und, nach 1986, des Mühlenbetriebs einherging. Heute ist die Schmelz-Mühle ein beliebtes Ausflugsziel, auch ideal geeignet für eine Rast während der Tour.

Das Tal der Salzböde

Die Salzböde ist ein etwa 27,6 km langer rechter Zufluss der Lahn. Sie hat ein Wassereinzugsgebiet von rund 140 km². Neben dem Fluss verläuft der 29 km lange Salzböderadweg. Der Ursprung der Salzböde liegt im südwestlichen Teil des Gladenbacher Berglandes. Eine

eigentliche Quelle findet sich nicht. Das Wasser sickert aus vielen einzelnen Quellchen, die über eine größere Fläche auf einer sumpfig-nassen Wiese, „Salzwiese“ genannt, in sanfter Hanglage verteilt sind.



Die Schmelzmühle im Salzbödental
(Foto: K. Krantz 2020)

Hinsichtlich der Siedlungen im Salzbödental ist bemerkenswert, dass sie – mit Ausnahme von Hartenrod und Bad Endbach – entweder in einem recht großen Abstand zum Bachbett oder aber in relativ hochwasserfreier Lage errichtet sind. Ausnahmen davon sind die noch bestehenden Gebäude der fast sprichwörtlichen 40 Mühlen. Aber auch ihre Standorte sind aus jahrhundertalter Erfahrung so ausgewählt worden, dass sie im Normalfall von Hochwasser nicht bedroht werden.

Erstmalige Erwähnung erfährt die Bezeichnung Salzböde in einer Schenkungsurkunde aus dem 8. Jahrhundert, in der eine Edelfrau namens Adelburch ihre Besitzungen in der mündungsnahen Ortschaft "Salzbutine" (Salzböden) dem Kloster Fulda überträgt. Im Landfriedensvertrag, den Bischof Wernher von Mainz 1265 mit hessischen Reichsstädten und benachbarten Territorialherren schloss, wird bei der Beschreibung der Grenze im Norden auch der Fluss Salzböde (*et ab illa silva usque ad aquam, que dicitur Salzbuide*) genannt. In dem Buch „Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen“ von Georg Wilhelm Justin Wagner, Großherzoglicher Geome-

ter, Verlag Carl Wilhelm Leske, Darmstadt, aus dem Jahr 1830, steht u. a.: „In der Nähe von Mornshausen a. S. ist ein salziges Wasser entdeckt worden, worauf sich wahrscheinlich der Name ‚Salzböde‘ bezieht.“



Das Tal der Salzböde bei der Schmelzmühle
(Foto: K. Krantz 2020)

Der Name Salzböde ist für einen Süßwasserbach ungewöhnlich. Aber erstens deutet schon der Pflanzenwuchs im Entstehungsgebiet auf einen etwas erhöhten Mineral- bzw. Salzgehalt im Boden hin. Und zweitens soll nach einem hartnäckigen Volksglauben das Wasser der Salzböde lokal ein wenig salzig schmecken. Erwie-senermaßen gab oder gibt es entlang des Bach-laufs einige Salzlagerstätten, die jedoch alle nicht als ergiebige Fundstellen anzusehen sind. Die Herkunft der Salze im östlichen Rheinischen Schiefergebirge, die aus Klüften aufsteigen, ist nicht eindeutig geklärt. Da im Rheinischen Schiefergebirge keine Salzlagerstätten bekannt sind, muss das Salzwasser von außen, z. B. von Süden über bedeutende, tiefreichende Dehnungsbrüche in den konsolidierten Schiefergebirgsblock einfließen.

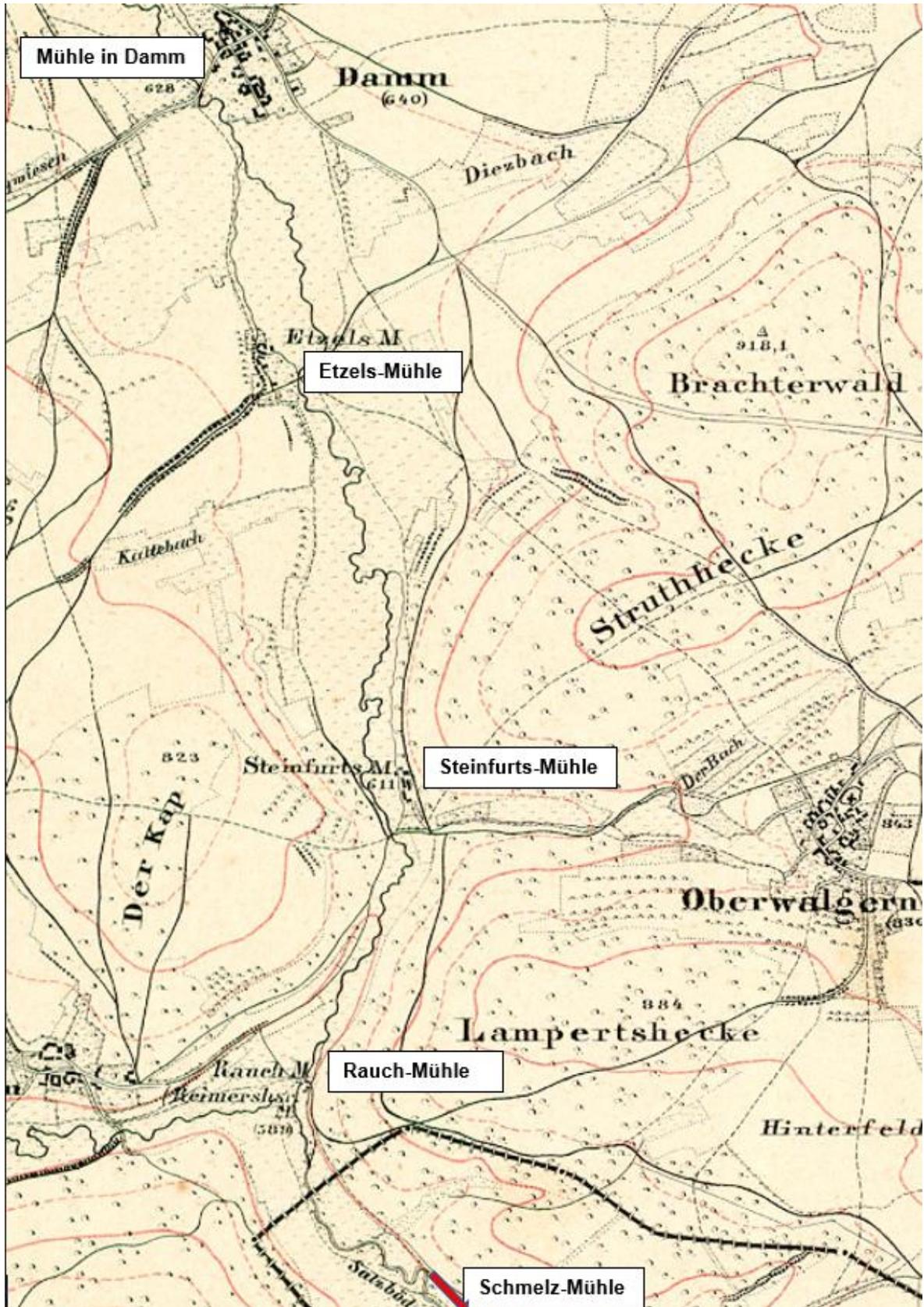
Bemerkenswert ist der Mühlenreichtum im Salzbödetal. Insgesamt sind rund 40 Wassermühlen bezeugt, von denen ein großer Teil bis heute erhalten ist, teilweise sogar noch mit den zum Mühlenbetrieb erforderlichen Wasserrechten als Rechtstitel an den Besitz der Gebäude gebunden bzw. mit vorhandenen Mühlgräben. Einige wenige sind sogar noch funktionstüchtig, aber nicht mehr in Betrieb. Die untergegangenen Mühlenstandorte haben sich aber fast alle in Flurnamen erhalten. An der Salzböde gab es im Mittelalter nachweislich auch vier kleinere Schmelzwerke bzw. Waldschmieden, die mit Wasserkraft betrieben wurden. Standorte waren

die Hüttner-Mühle (Wommelshäuser Hütte), die Waldmühle (Weidenhausen), die Hüttenmühle, eine ehemalige Silberschmelze (Mornshausen) und die Schmelz-Mühle (Salzböden). Im 19. Jahrhundert entstanden an der Salzböde auch zwei heute noch existierende Hüttenwerke, und zwar die „Justushütte“ (gegründet 1832) in Weidenhausen und die „Aurorahütte“ (gegründet 1849) in Erdhausen. Beide Hüttenstandorte gehen auf Mühlen zurück, die Justushütte auf die Neumühle und die Aurorahütte auf die Urbansmühle. Sie waren auf das Wasser der Salzböde angewiesen, um die Pochwerke und Blasebälge über Mühlräder anzutreiben. Die Justushütte betrieb sogar von 1840 bis 1883 einen Holzkohle-Hochofen. Die Aurorahütte war von 1850 bis 1887 eine Nickelschmelze, die mit Erzen aus Bellnhausen beliefert wurde.



Restauriertes Mühlengebäude in Damm
(Foto: K. Krantz 2020)

Die Anwohner des Salzbödetales müssen sich der gesundheitsfördernden Wirkung „ihres“ Salzböde-Wassers schon lange, möglicherweise schon vor den Zeiten des Pfarrers Sebastian Kneipp (1821-1887), bewusst gewesen sein: bei Weidenhausen, Erdhausen, Gladenbach, Mornshausen und an der Etzel-Mühle bestanden seit Mitte der 1920er Jahre „Natur-Badeanstalten“. Das waren gemauerte oder betonierte Schwimmbecken, die entweder mit Wasser aus der Salzböde gefüllt wurden oder, wie in Weidenhausen, mit Wasser aus dem Römershäuser-Bach. Das Hygiene-Institut der Universität Marburg untersuchte 1958 Wasserproben aus der „Unteren Salzwiesenquelle“ in der Gemarkung Lohra mit folgendem Ergebnis: *Nach der chemischen Analyse ist das Wasser im Wesentlichen charakterisiert durch seinen hohen Gehalt an Natrium-Chlorid. Da die Gesamtmenge der gelösten festen Bestandteile über 1g/l liegt, handelt es sich um ein Mineralwasser.* (<https://de.wikipedia.org/wiki/Salzböde>)



Mühlen im Tal der Salzböde. Quelle: Kartenwerk *Kurfürstenthum Hessen*, Maßstab 1:25.000, Kassel 1840-1861. Blatt 69, Lohra. Quelle: <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/browse/id/2/sn/hkw>

Die „Hufeisenkirche“ von Altenvers

Die „Hufeisenkirche“ in Altenvers ist ein denkmalgeschütztes Kirchengebäude. Eine Besonderheit der im Kern romanischen und mehrfach umgebauten Kirche stellt der hufeisenförmige Grundriss der Apsis dar, die in ihrer Art in Deutschland einzigartig ist. Die romanische Kirche wurde wahrscheinlich im 11.-13. Jahrhundert gebaut. Eine vermutete (karolingische) Errichtung im 8./9. Jahrhundert ist nicht gesichert.



Die „Hufeisenapsis“ der Kirche von Altenvers

Mit Einführung der Reformation ab 1526 wechselte die Kirchengemeinde zum evangelischen Bekenntnis. Die aufs Jahr 1529 datierten Balken an den Innenwänden weisen auf einen Umbau oder eine Erneuerung des Holzeinbaus kurz nach der Reformation hin. Im Zuge einer umfassenden Renovierung in den Jahren 1654-1657 wurde ein Fenster eingebrochen. Eine neue Kanzel wurde 1664 und eine Orgel 1675 angeschafft, diese 1692 erweitert, Kanzel und Emporen wurden 1729 erneuert, 1773-1778 im Zuge einer Außen- und Innenrenovierung neue Kirchenbänke für die Frauen und ein Pfarrstuhl angeschafft sowie 1784 vier Fenster vergrößert und schadhaftes Mauerwerk ausgebessert. Im Jahr 1906 wurden die meisten Fenster und die Tür erneuert.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geriet die Kirche zunehmend in Verfall. Nach Einsturz des Daches über der Apsis wurde im Jahr 1968 der Abriss genehmigt. Eine „Initiativgruppe Marburger Stadtbild“ erwarb das Gebäude mit dem Ziel, eine Notsicherung durchzuführen und es mittelfristig der Kommune Lohra zu übertragen. 1978 wurde der „Verein für Geschichte und Volkskunde Lohra“ gegründet, der die Kirche am 30. August 1979 für einen Ablösebetrag von 3000 DM übernahm. Die Schäden am Dachreiter, am Dach der Apsis, an der Nordseite des Dachs und am Außenputz wurden noch im Jahr 1979 beseitigt, die zerstörten Fenster neu verglast und die Einfassung englisch-rot bemalt. 1980 folgte die Sanierung der schadhaften Kirchhofmauer und 1981 die Innenrenovierung einschließlich Ausbesserung des Putzes, Renovierung der Bänke und Erneuerung von Anstrich, Elektroinstallation und Fußboden. Schließlich schaffte der Verein eine neue Glocke und ein Orgelpositiv von Hofbauer an. Durch das Engagement des „Vereins für Geschichte und Volkskunde Lohra“ wurden 92.000 DM aufgebracht, die um 70.000 DM aus Mitteln der Gemeinde, des Landkreises, der Denkmalpflege, des Marburger Geschichtsvereins und des „Förderkreises alte Kirchen“ ergänzt wurden. Für sein Engagement und die gelungene Renovierung erhielt der Verein am 31. August 1995 den Hessischen Denkmalschutzpreis. Nach Errichtung einer neuen evangelischen Kirche im Ort im Jahr 1982 wurde die Kirche entwidmet.

Quelle: auszugsweise einschließlich Abbildung aus https://de.wikipedia.org/wiki/Historische_Kirche_Altenvers

Das Naturkundehaus in Damm

„Das Naturkundehaus Damm wird vom Verein für Vogel- und Naturschutz Lohra e.V. betrieben. Hier haben Besucher die Möglichkeit, sich über Bereiche der Naturkunde und des Naturschutzes zu informieren. Der Schwerpunkt liegt auf den heimischen Pflanzen- und Tierarten, insbesondere auf der Vogelwelt. Jährlich werden mehrere Exkursionen zu verschiedenen Themen wie Vogelstimmen, Fledermäuse, Ameisen, Moose und Flechten, Frühlingsblüher und Heilkräuter, Forstwirtschaft, Geologie und Landschaftsformen durchgeführt. So versteht sich dieses „naturkundliche Heimatmuseum“ als eine Art Lehranstalt, die auch von Schulen als Ergänzung ihres Sachkundeunterrichts eifrig genutzt wird.“

Ursprünglich war das alte, denkmalgeschützte Fachwerkhäus ein Gemeindehaus und diente u. a. als Bürgermeisterhaus, Obdachlosenheim und Unterkunft für Kriegsgefangene. Seit 1974 war es dem Verfall preisgegeben. Mit finanzieller Unterstützung des Landes Hessen, des Kreises Marburg-Biedenkopf, des ARL (Amt für Regionalentwicklung, Landschaftspflege und Landwirtschaft) Marburg und der Gemeinde Lohra wurde das Haus saniert. Die Mitglieder des Vereins für Vogel- und Naturschutz brachten eine Eigenleistung von über 2300 Arbeitsstunden für den Innenausbau ein, so dass das Haus 1994 als Naturkundehaus eröffnet werden konnte. Seitdem wird es von Mitgliedsbeiträgen, Spenden und vor allem durch ehrenamtliche Arbeit getragen.



Das Naturkundehaus in Damm
(Foto: K. Krantz 2020)

Der Eintritt in das Naturkundehaus ist frei. Im ersten Ausstellungsraum im Erdgeschoss befindet sich eine umfangreiche Bibliothek zu naturkundlichen Themen und zum aktiven Naturschutz, eine Bauminfothek, Pilzvitrine, Pflanzengallensammlung sowie Kartenwerke und Schautafeln. Mit Stereolupen können Tier- und Pflanzenteile an einem Mikroskopiertisch betrachtet werden. Das erste Stockwerk beherbergt einen vogelkundlichen Raum mit einem Diorama, das über 100 verschiedene Vogelarten in Präparaten zeigt (bei den Tieren handelt es sich um Totfunde oder Schenkungen; es wurden keine Tiere für die Ausstellung getötet). Des Weiteren beherbergt dieser Raum Schauvitriolen mit Vogelnestern und Vogeleiern. Auch sind hier Exponate von Fledermäusen zu finden. Der dritte Schauraum befasst sich mit Insekten, Schnecken, Muscheln und Flechten. Zahlreiche Abbildungen, Schautafeln und Präparate bringen die Themen nahe und vermitteln Hintergrundwissen. Darüber hinaus werden auch der kleine Flur, das Treppenhaus und das Dachgeschoss für naturkundliche Informationen genutzt. So befinden sich hier u.a. ein Schaukasten

mit Fischpräparaten, Fossilien und Mineralien sowie Säugetier-Präparate.“

Quelle des Zitats (gekürzt): <https://www.marburg-tourismus.de/portal/seiten/naturkundehaus-damm-900000643-1000000.html>

Der Weiler Stedebach: Ehemaliges Hofgut des Deutschen Ordens

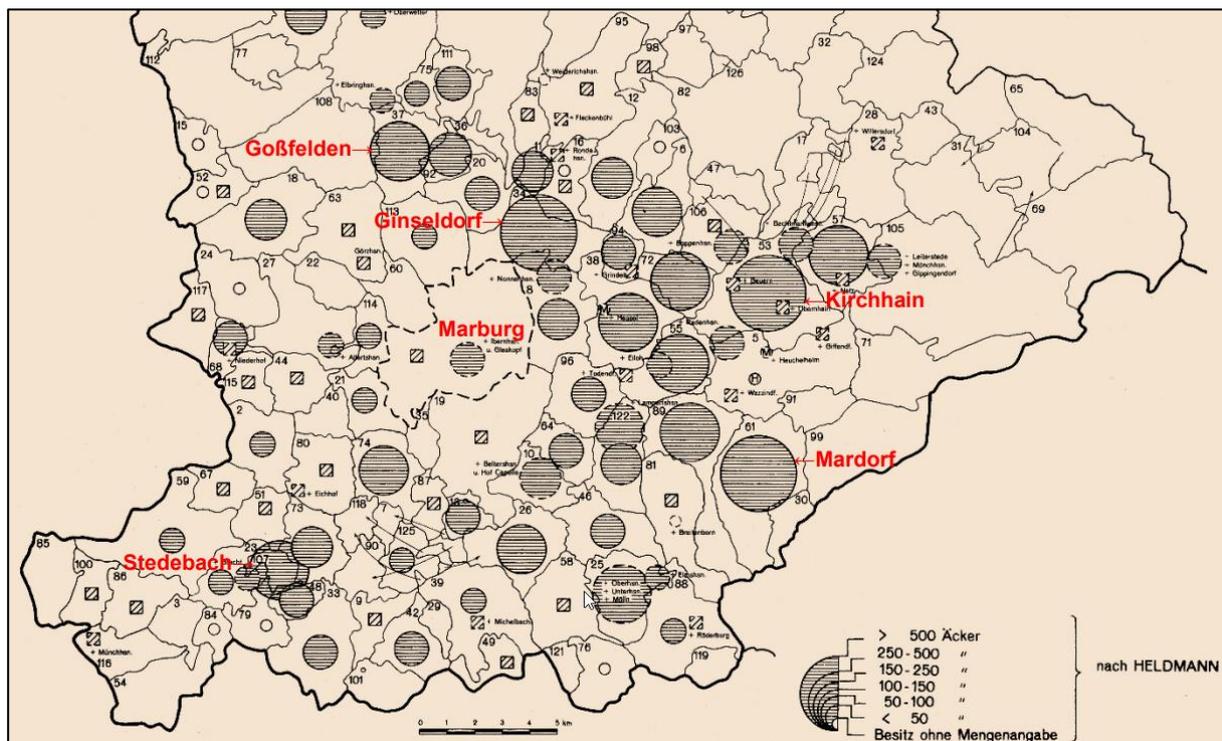
Erstmals urkundlich erwähnt wurde Stedebach im Jahre 1250. Bereits im 9. und 10. Jahrhundert befand sich jedoch nahe des heutigen Ortes eine kleine Höhenburg oder Motte, der Rickelskopf. Von dieser ersten Burg sind keine Reste mehr erhalten. Später errichtete der Deutsche Orden eine Wasserburg, um die sich die heutigen Höfe gruppierten.

Spätestens seit 1263 hatte die Deutschordensballei Hessen bzw. die Landkommende Marburg erheblichen Grundbesitz in Stedebach. Ein Ordensbruder namens Goblo wird in der Zeit von 1302 bis 1319 gelegentlich als *Komtur* in Stedebach bezeichnet. Eine Schenkungsurkunde des Landgrafen Otto I. von Hessen vom 31. Dezember 1318 bezeichnet Goblo als Bruder und als *secretarius* des Landgrafen. Durch Schenkungen oder Tausch kamen bis spätestens 1476 alle Höfe im Ort in den Besitz des Ordens, einschließlich des 1375 und auch noch 1409 landgräflich genannten Guts. Zur Sicherung und Verwaltung dieses Besitzes errichtete der Orden spätestens im 15. Jahrhundert am Ost- rand der Siedlung ein Weiherhaus – wahrscheinlich an der Stelle der alten, kleinen Burg Stedebach. Die Burg des Ordens war auf allen vier Seiten von einem sehr breiten Wassergraben umgeben, sodass man auch von einem Burgteich sprach. Sie wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu einer dreiflügeligen Wasserburg ausgebaut. Ob und wie lange Ordensangehörige permanent in Stedebach residierten, ist ungewiss. Sicher ist, dass spätestens im 16. Jahrhundert ein Schultheiß vom Orden ernannt und bezahlt wurde.

Am 20. August 1476 befreiten Landgraf Heinrich III., der Regent von Oberhessen, und sein Sohn Ludwig III. die Burg und die Höfe des Ordens in Stedebach von allen Diensten, Abgaben und Heerfahrt und übertrugen ihm auch die Hohe Gerichtsbarkeit am Ort. In der Folgezeit kam es allerdings sehr häufig zu Streit zwischen landgräflichen Ministerialen und dem Orden hinsichtlich der Zuständigkeit ihrer Gerichte. Die Bestellung eines eigenen Schultheißen und die Existenz eines Gefängnisses in der Burg des Ordens weisen zweifellos darauf hin, dass dieser zumindest bis 1679 die Hohe und Niedere

Gerichtsbarkeit in Stedebach ausübte. Bis 1561 wurde der von seiner Niederlassung in Stedebach verwaltete Grundbesitz des Ordens von Leibeigenen oder Hörigen des Landgrafen und zum Frondienst verpflichteten Bauern bearbeitet. Im Jahre 1561 verließ der Orden dieses Land erstmals an drei Hofleute auf jeweils neun Jahre. Ab 1577 war der Stedebacher Ordensbesitz auf vier Höfe aufgeteilt, die immer wieder für neun Jahre und ausdrücklich nach Landsiedelrecht in praktisch ständiger Pacht an vier sogenannte Hofbeständer verliehen wurden. Noch

1679 hieß es im Pachtvertrag des Marburger Komturs Johann Daniel von Priort mit den vier Hofleuten in Stedebach ausdrücklich, dass dies nicht als Erbleihe ausgedeutet werden solle. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden diese Pachten in Erbleihen umgewandelt und die Hofbauern wurden Erbbeständer. Der letzte bezahlte Schultheiß wurde 1679 aberufen und auf eine Hospitalverwalterstelle versetzt. Seine Pflichten wurden nunmehr von einem der vier Hofleute ausgeübt, wobei das Amt jährlich unter ihnen rotierte.



Besitz des Deutschen Ordens im Marburger Raum (Quelle: Pletsch 1977, S. 82)

Die Wasserburg Stedebach fiel ab der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein Teil wurde 1778 abgerissen. Der Burgteich wurde 1781 trockengelegt und danach als Gemüsegarten genutzt. Der Rest der Burg wurde 1857 abgetragen. Heute sind nur noch Fragmente der äußeren Stützmauer des einstigen Burgteichs zu sehen (vgl. Abbildung, roter Pfeil). Als der französische Kaiser Napoléon I. am 24. April 1809 den Deutschen Orden in den Rheinbundstaaten für aufgelöst erklärte, wurde der Ordensbesitz in Stedebach Eigentum des 1807 gebildeten Königreichs Westphalen, nach dessen Ende 1813

dann Staatsbesitz des restaurierten Kurfürstentums Hessen. Die vier ehemaligen Hofleute wurden durch die Kurhessische Verfassung vom Januar 1831 aus der Leibeigenschaft entlassen, hatten dafür allerdings einen hohen Preis zu zahlen. Erst 1878, nachdem sie die vereinbarten Ablösen nebst Zinsen in Raten schließlich abbezahlt hatten, waren sie freie Grundbesitzer ihrer Höfe.

Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Stedebach> und Pletsch 1977.



Die vier Gehöfte des Weilers Stedebach (Foto: K. Krantz 2020)

Die Wehrkirche in Wenkbach

Die Ursprünge der Wehrkirche in Wenkbach gehen auf das 12. Jahrhundert zurück. Mit Abstand ältester Teil ist der steinerne Wehrturm. Er ist noch heute weitestgehend in seiner ursprünglichen Form erhalten. Zwei eingestürzte Wände des Schiffes waren durch hölzerne Wände ersetzt worden, bis es 1905 schließlich abgerissen wurde. Noch im gleichen Jahr wurde innerhalb eines halben Jahres für rund 17.000 Mark ein neues Kirchenschiff aus Stein erbaut. Wiederverwendet wurde die Kanzel, die bereits seit 1666 in der hölzernen Kirche genutzt wurde. 1959 wurde der schadhafte weiße Außenputz entfernt und nicht ersetzt. Stattdessen wurden die darunter befindlichen Sandsteine gereinigt und die Fugen fachgerecht hergestellt. Die größte Glocke, die sogenannte „Sankt Katherine“, stammt aus dem Jahr 1465. 1942 musste sie auf Veranlassung der Nationalsozialisten abgegeben werden. 1947 wurde sie in Hamburg entdeckt und nach Wenkbach zurückgebracht. Auch der Altar der Kirche ist bereits mehrere hundert Jahre alt. 1891 diente er dem impressionistischen Maler Carl Bantzer als Vorlage für sein Bild „Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche“. Zu seinem Bild schrieb er später: *Eine Vollendung des neu angefangenen Bildes war weder im Schulsaal noch in einer Kirche selbst denkbar, und ich kam daher im Frühjahr 1891 zu dem Entschluß, mir selbst eine Kirche aus Holz zu bauen und zwar nach dem Vorbild der Kirche im Dorfe Wenkbach bei Marburg. [...] Die Wenkbacher Kirche gab mir*

das, was ich suchte: einen schlichten weißgetünchten Raum mit farbig gestrichenen Bänken und einem dämmerigen Altarraum (vgl. dazu Heimatwelt 46/2010).



Die Wehrkirche in Wenkbach
(Foto: K. Krantz 2020)

Das Bild befindet sich heute im Universitätsmuseum (https://de.wikipedia.org/wiki/Wehrkirche_Wenkbach).

Renaturierungsprojekt in der Lahnaue: „Gisselberger Spannweite“

Thematisch eng verknüpft mit dem Besuch der Zeiteninsel zu Beginn bietet sich als Abschluss der Exkursion ein kurzer Besuch in der sogenannten Gisselberger Spannweite an, ein Renaturierungsprojekt zur Verbesserung der Strukturvielfalt an der Lahn. Eingebettet war diese Maßnahme in das EU-LIFE-Projekt „Living Lahn – ein Fluss, viele Ansprüche“, das unter anderem das Ziel verfolgt, die EU-Wasserrahmenrichtlinie zur ökologischen Verbesserung der Lahn und ihrer Aue zu verwirklichen. Das Projekt läuft seit dem 01.12.2015 und ist über einen Zeitraum von 10 Jahren bis zum 30.11.2025 konzipiert. Das Projektbudget beträgt rund 15,7 Mio. Euro, mit einem

Förderanteil durch die EU in Höhe von 8,5 Mio. Euro. Die Maßnahme bei Gisselberg kostete rd. 1,8 Mio. Euro.

Bereits in den 1990er Jahren wurde ein wesentlicher Grundstein für die Umsetzung der Renaturierung mit der Flurbereinigung im Zusammenhang mit dem Ausbau der B3a gelegt. Damals wurden die städtischen Flächen beiderseits der Lahn zusammengelegt. Seit September 2019 wurden umfangreiche Erdarbeiten durchgeführt und dabei mehr als 100.000 Kubikmeter Erde bewegt. Teile des fruchtbaren Bodens wurden auf Ackerflächen ausgebracht oder wurden in die Kiesgruben bei Niederweimar verfüllt. Der verbleibende Kies wurde für die Gestaltung der Aue verwendet.



Renaturierung der „Gisselberger Spannweite“ – Zustand Juni 2020 (Foto: K. Krantz)

Schon während der Bauphase haben sich erste Erfolge der Maßnahme gezeigt. So wurden die Kiesbänke bereits nach den ersten Hochwasser-Ereignissen umgelagert. Diese Umlagerung als eine dynamische Entwicklung ist ein Ziel der Renaturierung und typisch für unbeeinflusste Gewässer. So wird ein Nebeneinander verschiedener ökologisch bedeutsamer „Strukturen“ erreicht, wie zum Beispiel Geschiebeablagerungen als Sand- oder Kiesbänke oder die Anlandung von Totholz. Diese „Strukturen“ dienen zahlreichen Lebewesen als Lebensraum, Brutstätte, Nahrungsquelle oder Unterschlupf. Inzwischen hat sich so bereits ein wertvoller Lebensraum entwickelt, der zahlreichen Brut- und

Rastvögeln Aufenthaltsmöglichkeiten bietet (Text auszugsweise aus <https://www.marburg.de/portal/meldungen/lahn-idyll-renaturierung-geht-in-die-endphase-900006515-23001.html?rubrik=900000004>)

Schlussbemerkung

Der Besuch der Gisselberger Spannweite führt thematisch zurück zu den Überlegungen, die bereits zu Beginn am Beispiel der Par-Allna diskutiert wurden. Der Naturzustand der Talauen wurde von dem Moment an verändert, als sich kulturgeschichtlich im Zuge der sogenannten „Neolithischen Revolution“ die Wirtschaftsweise des Menschen im mitteleuropäischen Raum grundlegend geändert hat. Aus Jägern und Sammlern wurden sesshafte

Ackerbauern, die die natürlichen Ressourcen ihrer Umwelt auf völlig unterschiedliche Art nutzten. Damit verbunden setzte die Umgestaltung der Naturlandschaft ein, auch in der Lahnau, die ihren ursprünglich feuchten, teilweise amphibischen Zustand nach und nach verlor. In Abhängigkeit von den naturgegebenen Voraussetzungen entstand ein buntes kulturlandschaftliches Mosaik, das sich im Laufe der Geschichte immer wieder veränderte. Heute wird im Rahmen lokal begrenzter Renaturierungsmaßnahmen versucht, das ehemalige Ökosystem, gleichzeitig aber auch das Werden der heutigen Kulturlandschaft zumindest ansatzweise zu dokumentieren.

Literaturhinweise:

- Blanckenhorn, M.; Kurtz, E. (1929): Die Flussläufe in der Umgebung von Marburg a. d. Lahn. In: Sitzungsberichte zur Beförderung der Naturwissenschaften 64, Berlin, S. 10-47
- Born, M. (1967): Die Randgebiete des Rheinischen Schiefergebirges im Bereich des Hinterlandes. In: Lauer (Hrsg., 1967), S. 151-170
- Born, M. et. al. (Hrsg., 1977): Hundert Jahre Geographie in Marburg. Marburger Geographische Schriften 71, Marburg
- Heldmann, C. (1895): Geschichte der Deutschordensballei Hessen nebst Beiträgen zur Geschichte der ländlichen Rechtsverhältnisse in den Deutschordenskommenden Marburg und Schiffenberg. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, NF 20, S. 1-192
- Lauer, W. (Hrsg., 1967): Marburg und Umgebung – Ein landeskundlicher Exkursionsführer. Marburger Geographische Schriften 30. 2. Aufl., Marburg
- Lenz, K. (1967): Das naturlandschaftliche Gefüge des Marburger Raumes. In: Lauer (Hrsg., 1967), S. 97-110
- Pletsch, A. (1977): Zur wirtschaftlichen Entwicklung des Deutschen Ordens im Raume Marburg. In: Born, M. et. al. (Hrsg., 1977), S. 73-97
- Pletsch, A. (1990): Der Marburger Raum. Grundzüge der kulturlandschaftlichen Entwicklung. In: ders. (Hrsg., 1990): Marburg: Entwicklungen, Strukturen, Funktionen, Vergleiche. Marburger Geographische Schriften 115, Marburg, S. 16-37
- Rösch, M. (2011): Landnutzung und Kulturlandschaft in Mitteleuropa von der Jungsteinzeit bis zur Neuzeit: Ein Überblick. In: TÜFA-Mitteilungen 12, Tübingen, S. 13-36
- Roth, E. (2018): Probleme beim Klimaproblem. In: <https://kaltesonne.de/probleme-beim-klimaproblem/> (zuletzt 05.06.2020)
- Scharffenberg, R. (2005): 1905 - Rilkes Sommer in Friedelhausen. In: Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart, Jg. 6, Heft 5. https://web.archive.org/web/20070310121200/http://www.philosophia-online.de/mafo/heft2005-5/Sch_Fr.htm
- Schneider, A. (2002): Beiträge des Amtes für Straßen- und Verkehrswesen (ASV) Marburg zur Renaturierung der Lahn und ihrer Auen. In: Naturkundliche Jahresberichte Marburg-Biedenkopf 2000/2001, Nr. 19/20, S. 19–41
- Schönwiese, Ch.-D. (1995): Klimaänderungen: Daten, Analysen, Prognosen. Berlin
- Urz, R. (2009): Mittelneolithische Bauern zwischen Tradition und Innovation. Archäobotanische Forschungen zur prähistorischen Besiedlung bei Weimar-Niederweimar, Landkreis Marburg-Biedenkopf. In: Hessen-Archäologie 2008, 29-32

Kleine Mitteilung

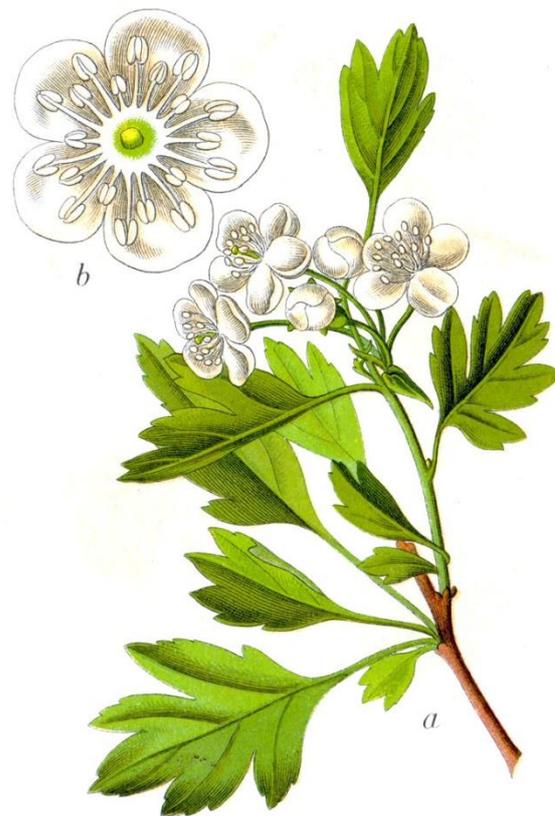
Heckenbinden. In landwirtschaftlichen Aufzeichnungen des 19. Jahrhunderts ist immer wieder vom „Binden“ oder „Knüpfen“ der Hecken die Rede. Johann Henrich Stingel, der Verwalter des Lauersch-Hofes in Niederwalgern (vgl. Siegfried Becker: Der Lauersche Verwalter Johann Henrich Stingel und sein Tagebuch. In: Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. [Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 1] Weimar/Lahn 2010, S. 121-126), erwähnte in seinen Aufzeichnungen, das Gesinde habe solche Arbeit verrichtet, so etwa in einem Eintrag vom 8. März 1866: *der Groseknecht hat 9 Fässer voll Jauche gefahren, der 2te hat Heke geknüpft* (vgl. Siegfried Becker: Dienstherrschaft und Gesinde in Kurhessen. Das Tagebuch des Johann Heinrich Stingel zu

Niederwalgern als Quelle zur Geschichte der Lebens- und Arbeitswelt unterbäuerlicher Schichten im 19. Jahrhundert. [Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde 22] Kassel 1991, S. 78). Was hatte es mit diesem „Heckenbinden“ oder „Heckenknüpfen“ auf sich? Noch heute sind viele Friedhöfe auf dem Land mit Weißdornhecken umgeben. „Es geht nichts über lebendige Hecken; sie erfordern keine Auslagen, als die für die Pflanzung, sind, gehörig gehalten, gleichsam unvergänglich, gewähren Schutz und Zierde und werfen durch den jährlichen Schnitt noch nebenbei eine kleine Holz- und Futtermutter ab. Die beste Heckenpflanze ist und bleibt aber der Weißdorn. Eine richtig angelegte und gut gehaltene Weißdornhecke bildet die wehrhafteste, für Mensch und

Thier undurchdringlichste Einfriedigung, denn der Weißdorn bringt von der Wurzel an bis oben hinauf viele und dicht wachsende, leicht zu verflechtende und sich sehr lange erhaltende, bedornete Zweige. Er verbreitet seine Wurzeln nicht, wie die wilde Rose, der Schwarzdorn und der Hollunder thun, seitwärts weit in den Boden hinein, schadet deshalb den anstehenden Früchten durchaus nicht. Er dauert weit über hundert Jahre und läßt sich in der Scheere halten, wie keine andere Heckenpflanze“ (Der Weißdornzaun. In: Landwirthschaftlicher Anzeiger für Kurhessen, 1860, Nr. 8, S. 69-71). Der Autor dieses Artikels berief sich auf die Veröffentlichung von Georg Edlem von Schenk (Der lebende Weißdornspalier-Zaun etc., Lemberg 1844), in der die erforderlichen Arbeitsschritte zur Heranziehung einer Hecke detailliert mitgeteilt sind: die Aussaat der Weißdornbeeren, die Anzucht und Umschulung in der Baumschule, Pflanzung und Erzielung von kräftigen Ruten, die im vierten Jahr über Kreuz geflochten werden mussten und damit rhomboidale Maschen bildeten, während die Seitentriebe gekürzt wurden und die Hecke unter der Schere in Form gehalten werden musste. Sobald die gewünschte Höhe der Hecke erreicht war, bildete sie ein tatsächlich undurchdringliches Geflecht, das die dahinterliegenden Parzellen vor allem an den Triebwegen der Viehherden vor ausbrechenden Tieren wirksam schützte. Auch im Beitrag „Ueber Anlage lebendiger Zäune“ (Landwirthschaftliche Zeitschrift für Kurhessen 13, 1867, S. 162-164) und später im Anhang zu Alexander von Padbergs „Holzzucht auf mittleren und kleineren Landgütern“ (Paderborn 1905, S. 78) wird der Weißdorn als „eine der besten Heckenpflanzen“ aus den anderen für die Anlage von Hecken geeigneten Sträuchern hervorgehoben. Schon 1839 hatte Rentmeister von Schwertzell aus Loshausen in der Schwalm Ratschläge zur Anzucht von Weißdornsämlingen mitgeteilt (Abhandlung über Gewinnung von Weißdorn zur Anlegung lebender Hecken. In: Landwirthschaftliche Zeitung für Kurhessen 1839; zugleich in: Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen 1839, S. 295-298). Solche Empfehlungen sind jedoch keineswegs Anstoß zum Anlegen von Hecken, sondern lediglich Ratschläge zur Verbesserung eines längst üblichen Verfahrens zur Einhegung landwirtschaftlicher Nutzflächen gewesen; dass der Weißdorn schon seit dem Mittelalter zur Anlegung von Hecken verwendet wurde, zeigt seine Bezeichnung als Hagedorn.

Die Empfehlungen mögen aber nun dazu beigetragen haben, dass auch die Friedhöfe auf dem Land, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts angelegt wurden, als die Kirchhöfe die wachsende Zahl der Bestattungen nicht mehr aufnehmen konnten, zu dieser sehr häufigen Einfriedigung mit Weißdornhecken kamen, nicht selten in regelmäßigen Abständen von geformten Rotdornstämmchen überragt. Denn der Weißdorn (mit seinen beiden Arten *Crataegus laevigata* und *C. monogyna*) bietet mit der Zuchtform des Rotdorns eine hübsche Bereicherung der weißblühenden Hecken an, deren rote, gefüllte Blüten an Rosenblüten erinnern. Über die ästhetische Anmutung hinaus lassen sich darin auch Anknüpfungen an frömmigkeitsgeschichtliche Spuren erahnen, die nicht einmal die weißen und roten Marienrosen des Mittelalters als vorreformatorische Bilder wachrufen mussten, sondern an den Weißdorn als Sinnbild für die Dornenkrone Christi und seine Verankerung in der

Volkskultur der frühen Neuzeit, seine volksmedizinische Nutzung und seine Bedeutung für die Ernährung anschließen konnten (Robert Wildhaber: Der Weißdorn in vergleichendem Volksglauben. In: Edith Ennen, Günter Wiegelmann [Hrsg.]: Studien zu Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte. Festschrift für Matthias Zender. Bd. 1, Bonn 1972, S. 546-560). Denn erinnert sei daran, dass seine Früchte als *Mehlbeeren* bezeichnet wurden (so bereits bei Schwenckfeldt 1600 und später; vgl. Heinrich Marzell: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Bd. 1, Leipzig 1943, ND Köln 2000, Sp. 1216-1236, hier Sp. 1226f.); in den Hungerjahren des deutschen Vormärz wurde diese Bezeichnung im kollektiven Gedächtnis neu verankert, weil sie, getrocknet und gemahlen, ein wichtiger Ersatz zum Strecken des Brotmehls waren.



Eingriffeliger Weißdorn, aus Sturm, Deutschlands Flora in Abbildungen (1796)

Und so wäre es schön, wenn dieser hübsche und vielseitige Strauch, der mit seinem schweren Blütenduft die Feldraine an warmen Frühlingstagen beherrscht und Künstlern wie Otto Ubbelohde Anreiz gab, das Werden, Blühen und Vergehen von Mensch und Natur zu reflektieren (Siegfried Becker: Ubbelohdes Weißdornzweig. Zum 100. Todestag des Malers und Illustrators. In: Jahrbuch Landkreis Marburg-Biedenkopf 2022), heute wieder als Heckenpflanze zu Ehren käme.

S. Becker

Das Jugendheim am Auersberg – die Anfänge

von Michael Endter

Zwischen den Ortschaften Nesselbrunn und Dilschhausen, also hart an der Grenze zwischen der Gemeinde Weimar und der Universitätsstadt Marburg, steht auf einer Anhöhe ein Haus. Es scheint dort nicht hinzugehören, denn weit und breit ist es das einzige Gebäude. Man kann es erst sehen, wenn man sich kurz davor befindet, dabei liegt es nur wenige Meter hinter dem Saum eines Waldes. Vor Jahrzehnten war es weithin sichtbar, doch hat sich die Natur auch hier zurückgeholt, was ihr gehört. Geblieben für den Besucher ist der herrliche Blick ins Gladenbacher Land.

Nur drei Dörfer entfernt liegt Niederweimar, heute der Verwaltungssitz der Gemeinde Weimar (Lahn) mit über 3000 Einwohnern. Mitte der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren es noch knapp 1000 Seelen, es gab die für ländliche Gemeinden in Mittelhessen typische Mischung aus Handwerkern, Bauern mit zum Teil stattlichen Höfen, einigen Pendlern ins nahe Marburg. Mehrere kleine Läden, ein Sportverein, immerhin drei Kneipen, je ein Arzt, Zahnarzt und Tierarzt. Sogar eine Apotheke. Sowie ein evangelisches Pfarramt. Und dort liegt der Ursprung des Hauses am Auersberg. Denn mit dem Pfarrhaus am Huteweg als Zentrum gab es in einer Zeit, die bitterarm war an ‚Events‘ und Möglichkeiten zur Geselligkeit, mehrere Angebote gerade auch für Jugendliche, ihre Freizeit sinnvoll und einigermaßen spannend zu verbringen. Es gab eine CVJM-Gruppe, einen Mädchenkreis, Posaunenchor, regelmäßige Jugendfreizeiten, die immer mit kleinen Reisen verbunden waren. Die Kindergottesdienste nach dem sonntäglichen Hauptgottesdienst mussten zum Teil in Gruppen an verschiedenen Ecken der Alten Kirche durchgeführt werden. Fast legendär zu nennen sind die Erinnerungen an eine lockere Gruppe von Heranwachsenden, die sich regelmäßig und lautstark nachmittags im Saal des Wichernhauses zum Tischtennispielen traf.

All dies wurde ins Leben gerufen durch den engagierten Pfarrer Hanns Endter, der das Pfarramt seit 1949 (bis 1969) versah. Und irgendwie muss sich in einem solchen Umfeld in diesen fünfziger Jahren die Idee gebildet haben, dass etwas Eigenes für all diese Gruppen eine feine Sache sei. Und auch notwendig, bei dem großen Bedarf. Ein Haus zum Übernachten,

zum Kochen, zum Krach machen, für Sport und Freizeit. Ein eigenes Heim, ein Jugendheim. Natürlich alles im Rahmen der Erziehung zu einem christlichen Leben; dies war dem Pfarrer besonders wichtig. Dass es sich bei den Jugendlichen auch so verhielte, das konnte er nur hoffen. Träger und Eigentümer eines solchen Heimes sollte der CVJM Niederweimar werden.

Wie der spätere Standort gefunden wurde, ob noch andere Grundstücke betrachtet wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Was wir aber wissen, ist, dass in den 50er Jahren das Kirchspiel Weitershausen keinen Pfarrer hatte und Hanns Endter dort Vertretungsdienst leisten musste. Dadurch hatte er auch öfters in Nesselbrunn und Dilschhausen zu tun, lernte gut diese abgelegene Gegend kennen. Vielleicht liegt darin die Antwort auf die Standortfrage. Und dann muss irgendwann ein Grundsatzbeschluss gefasst worden sein: das Heim soll gebaut werden. Nur ein ganz kleiner Personenkreis kann es gewesen sein, der diese Verantwortung auf sich nahm, die Hauptlast ruhte sicherlich auf den Schultern des Pfarrers. Kann dieser kleine Verein ein solches Projekt überhaupt stemmen? Woher sollen die Gelder kommen, die benötigt werden? Wer macht die Pläne, wer soll sie dann genehmigen? Wird man an dieser Stelle überhaupt eine Baugenehmigung erwarten können, mitten in der Natur? Falls ja, wer soll die enormen Erdarbeiten bewältigen, noch heute sieht man, wie stark das Gefälle des Waldbodens gewesen ist. Kein Strom, kein Wasser. Wie sollte das überhaupt gehen? Ein Haus in der Einsamkeit, weitab von den nächsten Nachbarn, meist unbewohnt, nicht zu schützen.

Natürlich ist dies nur ein kleiner Teil der Fragen, formuliert ohne viel Sachkenntnis. Noch schwieriger wird es mit den Antworten. Und für alles muss die Einschränkung gelten, dass nach über 60 Jahren die Erinnerung dazu neigt, dem armen Gedächtnis Streiche zu spielen. Es war ein Glücksfall, dass es sich bei dem Land um Wald in Kirchengenehmigung handelte. Von dieser wurde das Grundstück nicht verkauft, sondern in „Erbpacht auf 99 Jahre“ an den CVJM Niederweimar verpachtet. Deshalb überreichte der damalige Propst Müller-Osten bei der feierlichen Einweihung 1962 den symbolischen Schlüssel an den Ortspfarrer. Eine Baugeneh-

migung erfolgte erstaunlicherweise, heute in dieser Lage fast undenkbar.

Hanns Endter entwickelte bemerkenswerte Fähigkeiten, bei der Landeskirche, vor allem aber auf den politischen Ebenen (Landkreis, Land Hessen) öffentliche Gelder für sein Projekt ‚lockerzumachen‘. Geholfen hat dabei sehr, dass er glaubhaft versichern konnte, dass der größte Teil der notwendigen Arbeiten von den begeisterten Jugendlichen und jungen Männern und Frauen erbracht werden könnte. Dazu später mehr. Ein örtlicher Bauunternehmer war von der Sache so angetan, dass er sich bereit erklärte, das Haus ohne jeden Gewinn, also nur gegen Erstattung der Material- und geringen Lohnkosten seiner wenigen Beschäftigten, zu erstellen.

Doch wie sollten die Planierungen des Waldbodens erfolgen, auf dem auf zwei Ebenen das Heim und ein Spielplatz entstehen sollte? Sicherlich nicht mit Schippe und Spaten. Es traf sich, dass erst kurz zuvor, 1956, die Bundeswehr neu gegründet worden war. Und zu dem Panzergrenadierbataillon, das sich soeben im nahegelegenen Stadtallendorf gebildet hatte, gehörte eine Pionierkompanie, die über sehr schweres Gerät verfügte.

Und irgendwie hat es dieser Pfarrer durch persönliche Besuche, durch Drängen und Insistieren hinbekommen, dass mehrere der Bulldozer und andere Kettenfahrzeuge in den Wald über Nesselbrunn befohlen wurden und dort ihr eindrucksvolles Werk verrichteten. Der Waldboden bestand zu einem großen Teil aus „Kummerschiefer“ (Grauwacke), einer Gesteinsart, die das Arbeiten außerordentlich erschwerte und selbst die schweren Maschinen der Bundeswehr an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit brachte. Da dies im Rahmen einer „Übung“ stattfand, gab es dafür nicht einmal eine Rechnung von der Bundeswehr.

Bei allen behördlichen Unterstützungen und Hilfen stand immer im Vordergrund, dass ein großer Teil der notwendigen Arbeiten durch Eigenleistung der CVJM-Gruppe erbracht werden müsse. Und diese Auflage wurde tatsächlich erfüllt. Der regelmäßige Arbeitseinsatz am Wochenende wurde für viele Niederweimarer Jugendliche um 1960 herum zum wichtigen Teil ihres Lebens. 20 bis 25 Jungs im Alter von etwa 16 bis 25 Jahren. Wieder aufgefundene Fotos aus der damaligen Zeit zeigen, wie vielfältig, vor allem aber, wie anstrengend die Arbeiten waren. Ein typischer Arbeitseinsatz begann damit, dass eine Gruppe von Jungen am

Freitagnachmittag mit ihren Fahrrädern und wenig Gepäck in stürmischer Fahrt über Hermershausen, das herrliche Tal der Ohe Richtung Nesselbrunn und schließlich die steilen Feldwege hoch zum Auersberg fuhr. Dort begann dann bald die Arbeit, Baumstämme mussten mit Handsägen zerschnitten und transportiert werden, Schubkarren voll mit Steinen oder Schutt. Einer schob die Karre, der andere zog von vorne mit einem Seil zur Unterstützung. Zunächst wurde im hinteren Teil des Grundstückes eine Hütte gebaut, in der dann für lange Zeit gekocht, geschlafen und gewohnt wurde. Sie dient noch heute als Schuppen, wobei kaum jemandem bekannt ist, dass hier die Urzelle des Jugendheims steht. In einer Ecke findet sich noch ein Fußabdruck, von Reinhard Damm, einem der damals jugendlichen Mitarbeiter, in den frischen Zement gedrückt. Die Fundamente wurden selbst ausgehoben, unter mehr oder weniger fachmännischer Anleitung.



Das Fundament ist gelegt (Fotos: Slg. Hettche)

Gegen Abend durchzog dann ein herrlicher Essengeruch das Gelände. Der Pfarrer sorgte immer für zuverlässig große Mengen an Kartoffeln, die dann auf einem alten Herd im Gelände oder in der Hütte gekocht wurden. Dazu verfügte er aus amerikanischen Hilfs-lieferungen aus den 50er Jahren über haltbares „Corned Beef“ und Frühstücksfleisch in Dosen. Daran musste nicht gespart werden. Mit Eiern zusammen hatte dieses Gericht einen bestimmten Namen: Schlamm. Gerüchten nach gab es auch ab und zu Salat dazu. Jedenfalls fanden regelrechte Wettessen unter den Jugendlichen statt nach den kräftezehrenden Arbeitsstunden. Bei Einbruch der Nacht versammelte man sich oft um ein Lagerfeuer, es wurde erzählt, manchmal auch gesungen. Später dann mit dem Schlafsack in die Hütte oder in ein altes Zelt. Und – Glückshormone ohne Ende. Man kann es heute noch erleben, dass die Augen zu leuchten beginnen,

wenn man alte Männer, die damals beteiligt waren, auf die Arbeiten am Jugendheim anspricht.



Der Graben für die Wasserleitung

Ein Höhepunkt war der Bau der Wasserleitung. Zur Erinnerung: es gab zunächst keinen Strom und kein Wasser. Das mit dem Strom blieb so für mehrere Jahrzehnte, in die wenigen Lampen im später fertiggestellten Jugendheim wurden gasbetriebene „Glühstrümpfchen“ installiert, die mithilfe von Streichhölzern entzündet werden mussten. Aber Wasser, sauberes Trinkwasser konnte beschafft werden. Einige 100 m entfernt verlief die kommunale Wasserleitung zwischen den beiden benachbarten Dörfern. Die konnte ganz legal angezapft werden. Nur, man musste erstmal dahin kommen.

Die Fotos helfen der Erinnerung, dass dieses Projekt unter großem Personaleinsatz angegangen wurde. Vorne die harten Jungs, die mit ‚Pickeln‘ (Kreuzhacken) und Schaufeln über Wiesen und Äcker die Erde aufbrachen. Der Graben wurde tief genug angelegt, dass auch in harten Wintern das Wasser nicht einfro (das geschah dann gelegentlich im Hause selbst). Darauf wurde sogleich von einem anderen Trupp der Schlauch sorgfältig verlegt. Es gibt ein Foto von der Spannung und dem anschließenden Jubel, als alles verlegt und angeschlossen war und das erste Wasser floss. Der Wasserdruck war stark

genug, dass das kostbare Nass auch aus dem hochgehaltenen Schlauch emporschoss.



Hurra! Aus der neuen Leitung kommt Wasser

Danach wurde der Graben wieder zugeschüttet und fest gestampft; nach wenigen Jahren war der Verlauf der Wasserleitung nicht mehr zu entdecken. Und bis heute funktioniert sie zum Glück einwandfrei.

Eine Anekdote aus dieser Zeit: Pfarrer Endter hielt aus Überzeugung streng auf das Arbeitsverbot an Sonntagen. An sich. Nun musste aus irgendeinem Grund der Bau der Wasserleitung termingerecht vollendet werden. Was tun? Da erinnerte er sich an seine theologische Ausbildung und Bibelkenntnis und stellte fest, dass „Werke der Liebe“ auch an Sonntagen erlaubt seien. Und so konnte er die Wasserleitung zum Liebeswerk erklären. Don Camillo in Mittelhessen. Zuweilen beendete er am Sonntag eine Predigt mit den Worten: Wer's glaubt, wird selig. Und dies meinte er nicht sprichwörtlich, sondern wörtlich.

Woher stammte nun das Baumaterial für das Haus? Ein Teil, der Zement, die Dachbalken und mehr, musste natürlich gekauft werden, wobei es auch hier oft Vergünstigungen gab. Die Steine, aus denen das Haus ja gebildet werden sollte, bekamen die Erbauer wiederum gratis. Auch dabei halfen erneut wache Augen und

gute Beziehungen. Denn oberhalb von Weitershausen, im Wald versteckt, gab es eine große Ziegelei, deren Alter auf 200 bis 300 Jahre geschätzt wurde. Seit Jahrzehnten stillgelegt, träumte die Anlage vor sich hin.



Der Abbruch der alten Ziegelei

Die Steine, die den Ofen gebildet hatten, waren durchweg gut erhalten, von ausgezeichnetem Material. Der Pfarrer muss den Hinweis erhalten haben, wurde sich mit der Gemeinde rasch handelseinig. Brennofen und Mauerwerk wurden per Handschlag an das Jugendheim

verschenkt, gegen ‚Selbstabholung‘. Daraus wurde dann der größte externe Arbeitseinsatz des gesamten Projektes. Vieles war längst zugewachsen.



Landwirte helfen mit Traktoren und Erntewagen

Das Material musste in mühsamer Handarbeit, Stein für Stein, aus dem Ofen herausgeklaut, gereinigt und verladen werden. Freundliche Landwirte haben, so zeigen es die Fotos, Traktoren und stabile Erntewagen für den Transport zur Verfügung gestellt.



Männer bei der Arbeit – Dritter von rechts Pfarrer Endter

Noch eine Besonderheit: Wegen des speziellen Aufbaus des Ofens waren die Steine ‚kornisch‘ geformt, sie mussten beim Hausbau

schräg gegeneinander versetzt gemauert werden. Und sie waren durch ihre frühere ‚Tätigkeit‘ im Ofen von derart harter Konsistenz, dass

bis heute kein Nagel in die Wände geschlagen werden kann.

Das Jugendheim wuchs in die Höhe, die intensivste Bauphase, in der das Haus als solches entstand, war in 1960. Und als schließlich alles vollendet war, stand im Frühsommer 1962 die feierliche Einweihung an. Unter großer Beteiligung der ‚Weimerschen‘ Bevölkerung, die überwiegend unterhalb des Heimes an langen Sitzbänken Platz gefunden hatte, gab es zunächst mehrere Grußworte, Hanns Endter ließ es sich auch nicht nehmen, im Talar zu predigen. Ein Mädchenchor sang, gehobene Stimmung. Und schließlich – die Schlüsselübergabe. Von dem Kasseler Architekten Twelker über den Propst Müller-Osten an den Ortspfarrer. Danach gab es Kaffee und Kuchen im großen Gemeinschaftsraum und eine allgemeine Besichtigung der Örtlichkeiten.

Im unteren Stockwerk befanden sich der Waschraum, Duschen, Toiletten; das Wasser kam natürlich kalt aus den Duschen. Daneben war die Küche, evtl. mit einem Kühlschrank, und ein Vorratsraum. Eine schmale, dunkle Treppe führte in das mittlere Stockwerk, mit dem Haupteingang von oben. Dort waren ein größerer und ein kleiner Raum, in denen sich das Gruppenleben abspielen sollte. Im kleinen Raum stand ein Bett, so dass es nachts auch als Leiterzimmer dienen konnte. Eine weitere Treppe führte ins Obergeschoss mit den beiden Schlafzimmern, eins mit sechs, das andere mit vier Stockbetten. Für bis zu 21 Personen gab es also Schlafgelegenheiten.

Das Jugendheim wurde von Beginn an angenommen, intensiv genutzt. Vor allem über die Wochenenden war es regelmäßig belegt. Meist von christlichen Gruppen, die, oft auch aus anderen Kirchspielen und Landkreisen, die Gelegenheit gern ergriffen, in freier Natur und ungestört ihre Veranstaltungen durchzuführen.

Von Beginn an musste ein Verein gegründet werden, Amtsgericht wie Finanzamt wollten das so. Sein Name: „Freizeitheim Nesselbrunn e. V.“ Den Vorsitz führte über lange Jahre Gerhard Hettche, der zusammen mit seiner Frau Heike über Jahrzehnte die zentrale Ansprechperson für alle Aktivitäten um das Haus herum war, vor allem, seit Pfarrer Endter 1969 die Pfarrstelle verlassen hatte, um noch für 10 weitere Jahre im Kirchspiel Hassenhausen zu wirken.

Gerhard Hettche berichtet aus dem Alltag der Tätigkeit für das Jugendheim: ständig wechselnde Gruppen, vor und nach dem Besuch

musste das Heim kontrolliert werden, auf Schäden untersucht und teilweise repariert werden. Und es war dauernd etwas zu tun. Neue Waschbecken, regelmäßige Anstriche innen und außen. Alle Einnahmen, die von den Gruppen stammten, gingen für die Instandhaltung drauf. Seit es Strom gab, konnte man auch warm duschen.



Der Rohbau wächst empor!

Ach ja, der Strom. Mitte der achtziger Jahre, nach über 20 kalten Jahren, fragte der Verein bei der Elektrizitätsgesellschaft an, ob es nicht möglich wäre, einen Zugang zu der Stromleitung, die in 600 m Entfernung von Nesselbrunn nach Dilschhausen führte, zu bekommen. Die EAM machte in einer Expertise zur Bedingung, dass eine mögliche Leitung unterirdisch verlaufen müsse. Sie kalkulierte Gesamtkosten von 80.000 bis 90.000 DM, die überwiegend durch die Verlegung der Leitung entstehen würden. Das konnte der kleine Verein nicht stemmen. Hilfe kam von der Gemeinde Weimar. Deren Bürgermeister, Karl Krantz, hatte sich den Ruf erworben, anstehende Probleme, wenn möglich, unkompliziert und mit gesundem Menschenverstand zu regeln. Inzwischen gehörte ja auch Nesselbrunn, auf dessen Territorium das Jugendheim liegt, zum Gemeindegebiet, im Kirchenvorstand war er damals auch. Kurz und gut, der überraschten EAM wurde mitgeteilt, dass der Verein, wieder einmal, das Projekt in Eigenleistung und mit Hilfe der Gemeinde schaffen wolle.

Irgendwann rückte ein Bagger mit schmaler Schaufel vom gemeindlichen Bauhof an und schaffte in kurzer Zeit, was bei der Wasserleitung noch Wochen in Anspruch genommen hatte.

Betrachtet man die vergangenen Jahrzehnte, so ist richtig Schlimmes nicht passiert. Es gab mehrere Einbrüche, auch verbunden mit Vandalismus. Manche wirkten wie Dumme-Jungen-

Streiche, natürlich war es immer ärgerlich, aber erträglich. Es gab keine ernsthaften Unfälle, nur kleine Verletzungen, einmal einen gebrochenen Arm, der im Krankenhaus behandelt werden musste. Heute führt eine imposante Feuertreppe von den Schlafzimmern zum Erdboden. Und erst dadurch wird dem Betrachter bewusst, dass das obere Stockwerk eigentlich eine Feuerfalle gewesen ist, dass es bei einem möglichen Brand (die Treppe aus der Küche nach oben wurde lange nur durch eine brennende Kerze erhellt), der die Treppe nach oben blockiert hätte, sehr, sehr brenzlich geworden wäre. Vielleicht war auch viel Glück dabei. Gerhard Hettche spricht von Bewahrung. In der Amtszeit von Pfarrer Schwarz (1969-85) wurde das Blockhaus errichtet. Er sah es bei einer Ausstellung von Pferdewagen im Südkreis, man wurde handelseinig, das Fertighaus war schnell errichtet und schuf

neue Schlafplätze und einen Clubraum. Die Gegend unterhalb des Blockhauses wurde auch wichtig für die Atmosphäre. Dort war eine große Feuerstelle, man konnte grillen, auf langen Bänken sitzen und bei Nacht in die glimmende Glut schauen. Gute Gespräche führen, sich einig und nahe fühlen. Die wuchtige Glocke nahebei klingt nicht mehr, früher ruhte sie in einer Halterung, doch es gab Beschwerden von Bauern und Jagdpächtern, wenn sie durchs ganze Tal schallte. 1985 erfolgte die Übergabe der Verantwortung, verbunden mit dem Vereinsvorsitz, an Stefan Hettche, den Sohn des Ehepaars Hettche. Doch davon soll in einem anderen Bericht über das weitere Ergehen des Jugendheims bis zum heutigen Tage die Rede sein.

Kleine Mitteilungen

Eine Verpflegungsstation für Flüchtlinge 1945. In der Wälger Chronik (Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. [Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 1] Weimar/Lahn 2010) berichten Erhart Dettmering (S. 177-184) und Peter Wörster (S. 185-199) über das Ankommen der Flüchtlinge in Niederwalgern 1944/45. Heinrich Groß erwähnt in seinen Erinnerungen an das Bahnhofsviertel 1939 bis 1948 (S. 545-550) auch die Einrichtung einer Verpflegungsstation für Flüchtlinge: „In Heusers Saal wurde ein Nachtnotlager mit Strohschüttung für Durchreisende errichtet, und in *Miewes'* Haus war die Möglichkeit einer warmen Essenseinnahme durch die ‚Christliche Nothilfe‘ eingerichtet worden, auch ermöglicht durch Privatspenden der ‚Amis‘. Eine lange Schlange von Bedürftigen ging bis zum Bahnhof und mancher besonders Hungrige stellte sich noch mal in die Warteschlange, wurde aber meistens vom *Dahwig Jakob*, dem Leiter der Ausgabe, entdeckt und zurechtgewiesen“ (S. 549).

Zu dieser Verpflegungsstation in *Miewes'* Haus (heute Bahnhofstraße 15, Ecke Kreuzweg) gibt es auch einen Absatz in den autobiographischen Erinnerungen eines der Initiatoren, Superintendent Gottfried Schmidmann, 1874 im Fronhäuser Pfarrhaus als viertes Kind des dortigen Pfarrers Karl Schmidmann und Hedwig Karoline geb. Wolff geboren, nach dem Studium in Marburg und Leipzig Pfarrer in Caldern, dann an der Lutherischen Pfarrkirche in Marburg. In seinen Aufzeichnungen (Ich denke der alten Zeit. In: Deine Kirche. Gemeindeblatt des Kirchenkreises Marburg-Land, Dreihausen [1952]) schreibt er über die Gründung der „Christlichen Nothilfe“, die er zusammen mit Dr. Hans Schimmelpfeng, damals Pfarrer der Elisabethkirchengemeinde (wir kennen ihn als Autor der Erzählung „Annekath. Aus einem alten Kirchenbuch“. Siegen 1948, Nachdruck 1987), leitete: „Im Mai 1945 traten verantwortungsbewußte Männer und Frauen, besonders Professoren aller Fakultäten sowie hiesige Pfarrer beider Konfessionen zusammen zur Gründung einer Notgemeinschaft der ‚Christlichen Nothilfe‘. Ich hatte den Vorsitz und Pfarrer Dr. Schimmelpfeng war ihr rühriger und umsichtiger

Geschäftsführer. Es wurde ein schönes brüderliches Zusammenwirken beider Konfessionen, das sich bis heute bewährt hat. In Niederwalgern, wo die Flüchtlingsströme sich stauten, wurde in aller Eile eine Verpflegungsstation im großen Stil eingesetzt. Die Gemeinden wurden mobilisiert, Gaben und Sachspenden flossen reichlich. Damals hat der jetzige Generalsup[erintendent] der Neumark und Niederlausitz Lic. Jakob überall in den Gemeinden des Kirchenkreises gepredigt und zur brüderlichen Hilfe aufgerufen. Besonders verdient machten sich in dieser Zeit die Vikarinnen Bader und Buchholz, sowie Fr. Teichmüller und Fr. Naumann. Hier in Marburg wurden die Übernachtungsbaracke am Krumbogen für obdachlose Flüchtlinge sowie das Kriegsversehrtenheim in der Wilhelmstraße eingerichtet“ (S. 31).

Diese beiden Berichte, die aus der Erinnerung an lokalgeschichtliche Ereignisse einerseits und aus einer noch zeitnahen Mitteilung über eine kirchliche Hilfsorganisation andererseits resultieren, bestätigen den extremen Notstand hinsichtlich der ersten fürsorglichen Maßnahmen und der allgemeinen Verpflegungssituation, den Messerschmidt in seiner Auswertung der amtlichen Quellen aufgezeigt hat (Rolf Messerschmidt: Flüchtlinge und Vertriebene im Landkreis Marburg-Biedenkopf. Ursachen, Aufnahme, Eingliederung. Marburg 1989, S. 47-69). Darin sind solche seitens der Kirchen angestoßenen Maßnahmen noch nicht berücksichtigt. Vielleicht wird damit aber erkennbar, welche Bedeutung Niederwalgern als Verkehrsknotenpunkt einer noch weitgehend auf der Eisenbahn aufgebauten Verkehrsinfrastruktur zukam, und welche Rolle das Dorf damit für die Verteilung der erwähnten Flüchtlingsströme hatte. Wäre es nicht angezeigt, eine lokalgeschichtliche Aufarbeitung der Zuwanderung, der Verteilung und der Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945 für die Dörfer der Gemeinde Weimar aufzunehmen und damit die aus der Archivüberlieferung des Kreises geschöpfte Dokumentation von Messerschmidt auf der lokalen Ebene zu vertiefen? Die Voraussetzungen dafür sind gut: Weimar hat sein Gemeindearchiv noch vor Ort, und mit dem Geschichtsverein ist eine

Arbeitsgruppe vorhanden, die Interesse an der Zeitschicht mitbringt und die Forschung dazu anstoßen und begleiten kann.

S. Becker

Zum Ortsnamen Walgern. Die frühen urkundlichen Erwähnungen der mittelalterlichen Mark Walgern sind in der Chronik zum 1250jährigen Jubiläum Oberwalgerns 2020 mitgeteilt worden (vgl. dazu die Bücherschau in diesem Heimatwelt-Heft). Aber was bedeutet eigentlich der Ortsname Walgern? Die vor Ort seit langem überlieferte volksetymologische Deutung einer „Waldkirche“ lässt sich leicht als fromme Interpretation entlarven, doch eine begründetere Deutung erschließt sich nicht so einfach wie bei dem alten, auf -a bzw. -aha endenden und damit einen Gewässernamen tragenden Ort Allna, der ja wie Walgern ebenfalls im Lorscher Codex erwähnt ist. Wie die Allna (*allanaha*) dem Dorf, so hat auch die Lahn (*loganaha*) dem Gebiet, in dem es lag, den Namen gegeben (*in pago logenehe*, im Lahngau; vgl. Friedrich Traugott Friedemann: Die urkundlichen Formen des Flußnamens Lahn. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 6, 1851, S. 419-448).

Nun kann Oberwalgern, das Dorf auf der Höhe, schwerlich nach einem Gewässer benannt sein; Niederwalgern liegt zwar am Walgerbach, aber hier ist der Bach nach dem Dorf benannt, nicht umgekehrt. Der Ortsname Walgern lässt sich etymologisch, also nach seiner Wortherkunft, nicht mit einem Gewässer in Verbindung bringen.

In seinem Beitrag zu den Flurnamen in Oberwalgern hat David Gerhardt mit den Artikeln zur Hofstatt und zu den Brühlwiesen (*Breuwisse*) auf die sehr wahrscheinliche Existenz eines Herrenhofes in fränkischer Zeit aufmerksam gemacht. Auch in Niederwalgern finden wir mit den Flurnamen Hofstatt und Schlossgarten Hinweise auf einen Herrenhof als Siedlungskern; vgl. dazu die Anmerkungen zu der in der Ersterwähnungsurkunde genannten *curia*. In Niederwalgern wäre zudem der Flurname Die Rihlwiesen (*Reulswisse*) am Stedebach unterm Gemeimertsberg noch einmal kritisch zu prüfen, ob darin nicht das alte Wort Brühl steckt. Brühl als Bezeichnung für die Herrenwiese (zur Verbreitung vgl. Hessischer Flurnamenatlas, hrsg. von Hans Ramge [Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission NF 3] Darmstadt 1987, Karte 16) hat Gerhardt auf ein vermutlich galloromanisches Ausgangswort zurückgeführt. Er bringt es mit der fränkischen Kolonisation im 7. oder frühen 8. Jahrhundert in Verbindung, in deren Folge es eine Zuwanderung aus verschiedenen Gebieten des fränkischen Reiches gab, zu dem ja auch Teile des heutigen Frankreichs gehörten (S. 368f.; siehe auch Hans Ramge: Beobachtungen zu galloromanischen Spuren in südhessischen Flurnamen. In: ders.: Namenraum und Sprachgeschichte in Hessen. Kleinere Schriften zur sprachlichen Landesforschung in Hessen. [Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission NF 35] Darmstadt 2013, S. 184-203).

Und hier findet sich auch ein möglicher Erklärungsansatz für den Ortsnamen Walgern. In der Urkunde von 770 heißt es: *in Walahangrere marca*. Diese erste

Verschriftlichung des Namens muss dem Versuch einer Deutung zugrunde gelegt werden. Betrachten wir zunächst das vorangestellte *wala-* oder *walah-*: *wal(ah)isc* war im Althochdeutschen die Bezeichnung für ‚romanisch‘, also einer romanischen Bevölkerungsgruppe angehörig oder eine romanische Sprache sprechend, *Walah(a)* waren andere, fremde Völkerschaften, und der KLUGE verweist dazu auf die bei Caesar im Gallischen Krieg genannten gallischen *Volcae* (Gaius Iulius Caesar: De bello Gallico, 58-51/50 v.Chr.), also auch hier schon die später in den galloromanischen, westlichen Teilen des Frankenreichs Ansässigen. Aus dem Galloromanischen entwickelte sich die französische Sprache, die zuerst in den Straßburger Eiden (*les Serments de Strasbourg*) im Jahr 842 festgehalten wurde.

Wir kennen noch heute das Wort ‚welsch‘ (das sich aus diesem ahd. *walisc* ableiten lässt), in der Schweiz ohne den sonst üblichen negativen Beiklang, hier für ‚romanisch‘ im engeren, sonst für ‚fremd‘ im weiteren Sinne (KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 23. Aufl. Berlin/New York 1999, S. 884). Ramge hat auf den Ortsnamen *walah-stat* im Lorscher Codex (für Wallstadt bei Ladenburg) aufmerksam gemacht, der sich ebenfalls als Ort deuten lässt, ‚wo Welsche siedeln‘ (Ramge, Beobachtungen, S. 193).

Zu diesem *wala* oder *walah* ist im Ortsnamen der Ersterwähnungsurkunde ein Kompositum gestellt: *wala-hangrere* oder *walah-angrere (marca)*; das letzte *-re* bezieht sich als Genitivbildung auf die *marca* (also die Mark des Ortes Walgern). Was aber bedeutete *hangre* oder *angre*? Hier sind verschiedene Erklärungsansätze denkbar, zwei will ich anführen. Schon seit dem 8. Jahrhundert finden wir das althochdeutsche Wort *angar* belegt, im Altnordischen *angr*, in Ortsnamen auch *angra-*, das ein Grasland, Weide bezeichnete, daraus das Wort Anger für die Gemeindeweide (vgl. KLUGE, Wörterbuch, S. 39; Jost Trier: Anger und Park. Eine vergessene Wurzel des englischen Gartens. [Veröffentlichungsreihe des Instituts und Lehrstuhls für Landschaftsbau und Gartenkunst 19] Berlin 1968). Dieses Wort *angar* dürfte die wahrscheinlichste Erklärung sein; dafür sprechen auch die Schreibungen des Ortsnamens in den weiteren Urkunden von 769/778, 792 und 795 im Lorscher Codex: *in Walangere marca*, *in Walanger marca* und *De Walangen*.

Dennoch soll eine weitere Deutungsmöglichkeit mitgeteilt werden. Denkbar ist auch, dass ein Wort zugrunde lag, aus dem später das französische *hangar* für ‚Schuppen‘, ‚Schleppdach‘ gebildet wurde (daraus dann der Hangar, Flugzeughalle); etymologisch wird ihm das altniederfränkische *haim*, ‚Gehöft‘ mit dem Kompositum *gard*, ‚Gehege‘, ‚Garten‘, also *haimgard*, zugrunde gelegt (KLUGE, Wörterbuch, S. 354). Beide Deutungsmöglichkeiten ließen sich gut mit einem in frühfränkischer Zeit angelegten Salhof, Herrenhof in Verbindung bringen, der von Zuwanderern aus dem Westteil des Frankenreiches angelegt oder bewirtschaftet wurde; das zugehörige Weideland (oder Gehöft und Garten) könnten daher von der ansässigen Bevölkerung als ‚welsch‘ bezeichnet worden sein.

S. Becker

Die Wolfshäuser Furt in der Lahn und ihre Bedeutung im 18. Jahrhundert

von Werner Trippel

Erste interessante Hinweise auf eine Furt in der Lahnaue vor Wolfshausen kommen aus den alten Kirchenbüchern. Es gibt in den *Notabilia* des Kirchenbuchs Hassenhausen einen Eintrag aus dem Jahr 1656, darin heißt es: *Anno 1656 den 22.t. Martij ist Christophel Frantz von N. bürdig in der Furth durch die Lahn beÿ Wolffshausen vf der postkutschen ertruncken v[nd]. den 21.t. Aprilis funden vndt den 24.t. ejusdem Mensis [desselben Monats] zu Wolffshausen in die Kirch begraben worden: seine Erben haben in die Kirch daselbsten ein Tuch gegeben.* Und im Sterberegister heißt es dann: *Den 24.ten Aprilis ist begraben worden Christoffel Frantzen von Bremen bürdig, welcher den 22.t. Martij in der Furt beÿ Wolffshausen aus der Postkutschen gefallen vndt in dem Wasser ersoffen vndt dann erst den 21.t. Aprilis funden vndt daselbsten in die Kirch begraben worden* (KB Hassenhausen 1641-1699, Sterberegister 1656 Apr. 24; vgl. S. Becker: Bestattung eines Fremden in der Wolfshäuser Kirche 1656. In: Heimatwelt/Weimar 47, 2011, S. 17). Ein tragisches Ereignis im Frühjahr 1656, in dem die Wolfshäuser Furt erstmals erwähnt wird.

Wo ist, wo war diese Furt? Forscht man nach, geben die Einwohner noch genügend Hinweise, und erinnern sich selbst an ein Erlebnis an der Furt. Die meisten erinnern sich an das Baden im Sommer in der Lahn, bei der Furt. Dort war die Lahn flach, man konnte von der Furt bis zum Argensteiner Mühlgraben im Wasser waten und das Wasser ging nur bis knapp zur Brust. Das war in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Auch später und bis heute, allerdings nur noch vereinzelt, kann man im Sommer an dieser seichten Stelle, an der Furt, Badegäste sehen. Einige Wolfshäuser Familien und Bauern z. B. die Familie Rauch und Familie Gombert, hatten auf der anderen Seite der Lahn Land, Wiesen oder auch Äcker. Auch gab es wohl „Röthger“ Bauern, die Land auf der Wolfshäuser Seite hatten. Die älteren (heute über 80-jährigen) erinnern sich noch daran, als in der Erntezeit täglich, mit der Sensen zum Heumachen und dem Holzrechen zum Heuwenden, mit den Fuhrwerken und Leiterwagen durch die Furt gefahren wurde.

„Wir sind mit den Fuhrwerken immer durch die Wolfshäuser Furt gefahren, so H. Gombert,

was wohl die 1950er und 1960er Jahre betrifft. „Wir haben bei der Wolfshäuser Furt, als wir noch jugendlich waren, in der Lahn gebadet. Das war immer eine Gaudi. Freitags oder samstags sind wir auch mit den Pferden in die Lahn und wir haben sie dort gewaschen. Mergenthals hatten auch Äcker auf der anderen Seite (Seite Roth) die sind mit Fuhrwerken/Pferdefuhrwerken auch immer durch die Furt; zum Heumachen und zur Getreideernte, zum Ackern und Mähen“.

Auch H. G. Lapp erzählt über Erlebnisse an der Furt. In seiner Kindheit/Jugendzeit, das war etwa 1960-1970er Jahre, gingen alle im Sommer an die Furt hin, zum Baden in der Lahn. „Wir wateten von in der Lahn, von der Argensteiner Mühle, ab Mühlgraben. bis zur Wolfshäuser Furt. Wir hatten viel Spaß dabei. Es gab da auch viele Seerosen und Flachwasserzonen. Das Wasser ging uns maximal bis zur Brust, war also nicht sehr tief. Die Furt war nicht tief, bei Niedrig-Wasser musste man nur die Hosenbeine bis an die Knie hochkrepeln und man konnte dann so durch die Lahn waten, ohne dass die Hose nass wurde.“ So erzählt er.

Eine Geschichte, die sich in den Jahren 1946/1947 zugetragen hat: Die Eltern von H. G. Lapp hatten auf der Rother Seite eine Wiese. Im Frühjahr 1947 oder 1948 ging es zum Heumachen auf den Röthger Wiesen. Der Leiterwagen wurde vom Vater angespannt und der Weg dorthin führte über die Flur „Rinnzell“ und „Kiesgen“ durch die Furt auf die „Alte Lache“ nach Röthgen. Die beiden Frauen, seine Mutter und seine Tante saßen auf dem Leiterwagen, als Sitz diente ein quer gelegtes Brett. Der Vater führte das Fuhrwerk. Auf der Hinfahrt verlief alles normal, die Furt wurde ohne Probleme mit dem Pferdefuhrwerk durchquert. Es ging zum Heuwenden auf die andere Seite. Auf der Rückfahrt durch die Lahnfurt wurden die Pferde durch Treibgut, durch ein großes Heubüschel oder Treibholz irritiert, die Pferde scheuten, der Wagen kam in der Furt ins Schlingern, verlor den Bodenkontakt unter den Rädern und kam unter Wasser. Das lose aufgelegte Sitzbrett verlor den Halt, drohte abzuheben. Die beiden Frauen auf dem Wagen bekamen Angst, denn sie konnten nicht schwimmen! Der Fuhrmann hatte alle Hände voll zu tun, um den Wagen und die

Pferde wieder unter Kontrolle zu bekommen. Der Vater umschwamm die Pferde und zog nun die Pferde am Halfter und führte sie so sicher, mit dem Wagen ans Ufer, auf das feste Land. Eine Lahndurchquerung war also nicht immer ungefährlich. Die beiden Schwestern haben das nie vergessen und haben dieses Erlebnis ihren Kindern weitererzählt.

Was ist eine Furt? Eine Furt ist ein Durchgang durch einen Fluss, der von den Menschen in früherer Zeit genutzt wurde, er war für den Handel und die Beziehung zwischen den gegenüberliegenden Dörfern an einem Fluss lebenswichtig. Einige Städte begründen ihren Namensursprung auf eine vorhandene Furt. Das bekannteste Beispiel ist wohl die Stadt Frankfurt am Main. Aus „Franken-Furt“ entstand der Stadtname Frankfurt. Als Furt bezeichnet man eine Flachstelle (Untiefe) in einem Bach- oder Flusslauf, mittels der das Gewässer zu Fuß, zu Pferd oder mit Fuhrwerken oder Kutschen durchquert werden kann. Diese seichte Stelle ist somit meist Bestandteil einer übergeordneten Wegeverbindung.

Die Wolfshäuser Furt liegt südlich der Argensteiner Mühle, sie liegt ca. 300 Fuß (100 m) südlich der Mündung des Mühlgrabens in die Lahn (siehe Karte). Die Furt liegt in den Fluren „Am Kiesgen“ und in der „Alten Lache“.

Die Furten/Querungen der Lahn südlich von Marburg im 18. Jahrhundert: Bisher ist nicht sehr viel über die Wolfshäuser Furt bekannt und die Frage bleibt, welche Bedeutung für den Straßenverkehr hatte diese Furt in dieser Zeit. Die Erzählungen der Wolfshäuser Einwohner und die alte Geschichte aus dem Jahr 1656 sind erst einmal die einzigen Informationen, sie belegen die Existenz der Furt. Forscht man nun im Hessischen Staatsarchiv Marburg, dann lässt sich noch einiges mehr über die Wolfshäuser Furt in den Akten finden.

Die folgende Übersichtskarte stellt die Situation der südlich von Marburg, bei Argenstein und Wolfshausen, gelegenen Lahnüberquerungen dar. Zur Erklärung wird eine Karte von 1857 herangezogen, in welcher die drei Lahn-Überquerungen vom 18. Jahrhundert markiert wurden. Bis etwa 1712 gab es südlich von Marburg im Zuge der Frankfurter Landstraße zwei Lahnquerungen: Die Wolfshäuser Furt und die Argensteiner Furt. Nach 1715 entstand zusätzlich die „Nehquerung“, und daraus wurde später eine Brücke. Die einzelnen Querungen lagen nur wenige Fuß (900 Fuß = ca. 350 m) ausein-

ander. Die Haupthandelsstraße Frankfurt-Kassel suchte dort ihren Übergang.

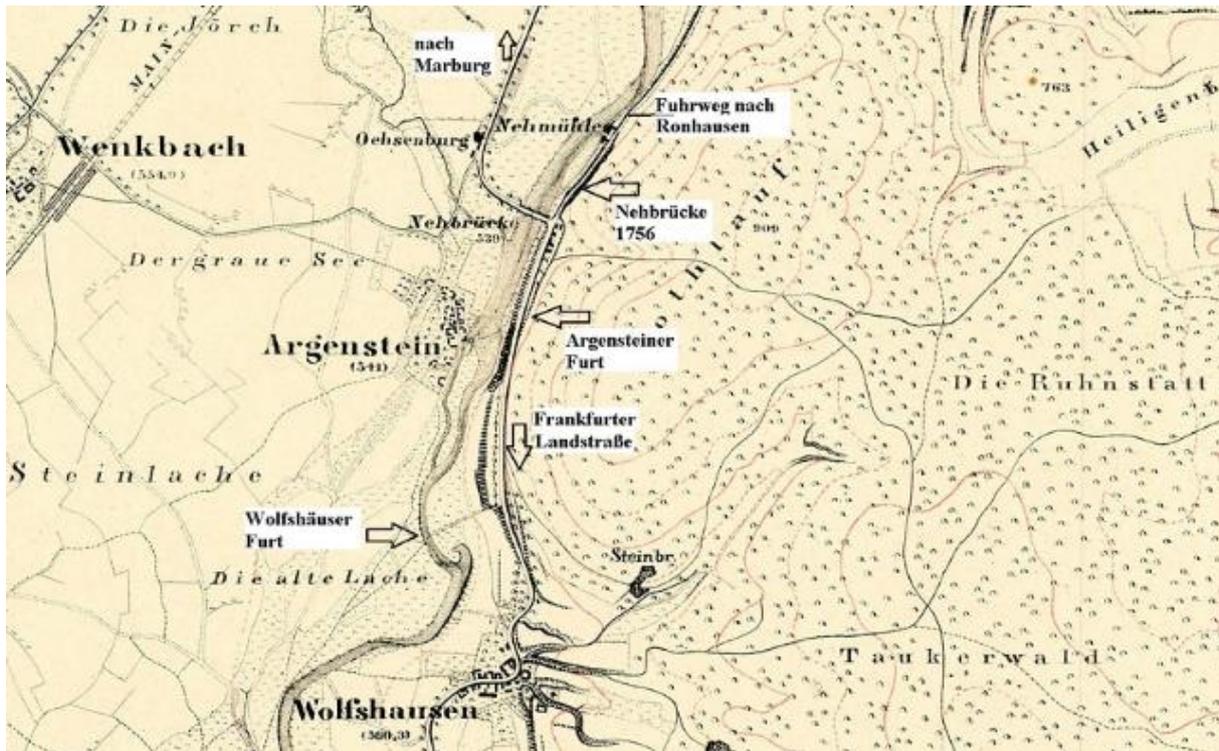
Der südlich von Marburg bei Argenstein gelegene Straßen-Kreuzungspunkt der Lahn war ein kritischer und neuralgischer Punkt der damaligen Zeit.

Die folgenden Karten/Zeichnungen aus dem Jahr 1712 lassen erkennen, wie die Furten in das Wege- und Straßennetz eingebunden waren. Die Wolfshäuser Furt war, wie dies in den beigefügten Landkarten zu sehen ist, die Hauptüberfahrt der Frankfurter Landstraße über die Lahn. Ein besserer Ausbau und eine Veränderung der Straßenführungen waren 1712 von der fürstlichen Rentkammer in Cassel vorgesehen.

Die beiden Furten südlich von Marburg waren wichtige Lahnquerungen der Haupt-Handelsstraße Nord-Süd von Kassel nach Frankfurt, genannt im Streckenbereich Wolfshausen-Argenstein die Frankfurter Landstraße. Begleitet wurde die Frankfurter Landstraße von Nebenstraßen/einfachen Straßen und Wegen, die in der Landkarte ordinäre Straßen genannt werden.

Zu jener Zeit war der Lahnübergang südlich von Marburg die letzte schwierige Querung für Fernreisende aus Frankfurt, und jeder der zwei Übergänge für sich hatte seine eigene Problematik, der Fuhrmann hatte die Qual der Wahl; welche Überquerung sollte er nehmen? Die mit der steilen Auf-/Abfahrt am Hang oder die Wolfshäuser Furt, in der nassen Lahn-Aue gelegen. Die Entscheidung war jahreszeit- und wetterabhängig. Im Winter, bei starkem Frost, konnte man über die zugefrorene Lahn, über die Eisfläche fahren.

Beschreibung der Straßen- und Wegesituation vor 1712 anhand der Archivkarten aus dem Hess. Staatsarchiv Marburg: 1712 wurde eine handgefertigte Landkarte über die Straßen- und Wege bei Argenstein und Wolfshausen kartiert; authentisch und geographisch und historisch genau, mit den Möglichkeiten dieser Zeit, so kann angenommen werden. Original (Auszug) von dem Vermesser Johannes Jesperg, aufgemessen und handgefertigt: Text, Zeichnung/Kartierung. Anno 1712 (HStAM-Karten-PII-1056, Frankfurter Landstraße Niederweimar-Argenstein-Roth). Darin heißt es: *Abris von einer Landt Straße bey Argestein wie solche gemessen von dem Weg an welcher von Weimer nach Rohnhausen geht bis unter Rödtdgen an den Löhn Fluß durch die Felder hinein, und vom gemaltem Wege lincker Handt bis nach Wolfshausen in Anno 1712. - durch Johannes Jesperg.*



Kleine Übersichtskarte, Kartengrundlage aus 1857 (Auszug : 1857- Lagis Historische Karten (Kurfürstentum Hessen, Niveau Karte –Niederweimar)

Legt man die folgenden Kartenabschnitte nebeneinander, so kann man die Wege- und Straßensituation deutlich sehen.

Interessant ist dabei, dass 1712 noch keine Überfahrt „Neh-Querung“ und auch keine „Neh-Mühle“ eingetragen ist. Die Straße nach Wolfshausen und nach Roth sollte (*wan die Straße uf Wolfshausen und Rödgen gehen soll*) neu angelegt werden. Hierbei wurde wohl auch eine neue Lahnquerung angedacht. Zumindest läuft die neue Straße Richtung Wolfshausen direkt auf die Lahn zu, es ist aber keine Querung eingetragen.

Der Fußpfad und Fahrweg (heute alte Kreisstraße bzw. Ortsverbindungs-Straße von Ronhausen zur Nehebrücke) war damals ein problematischer Saumweg direkt neben der Lahn.

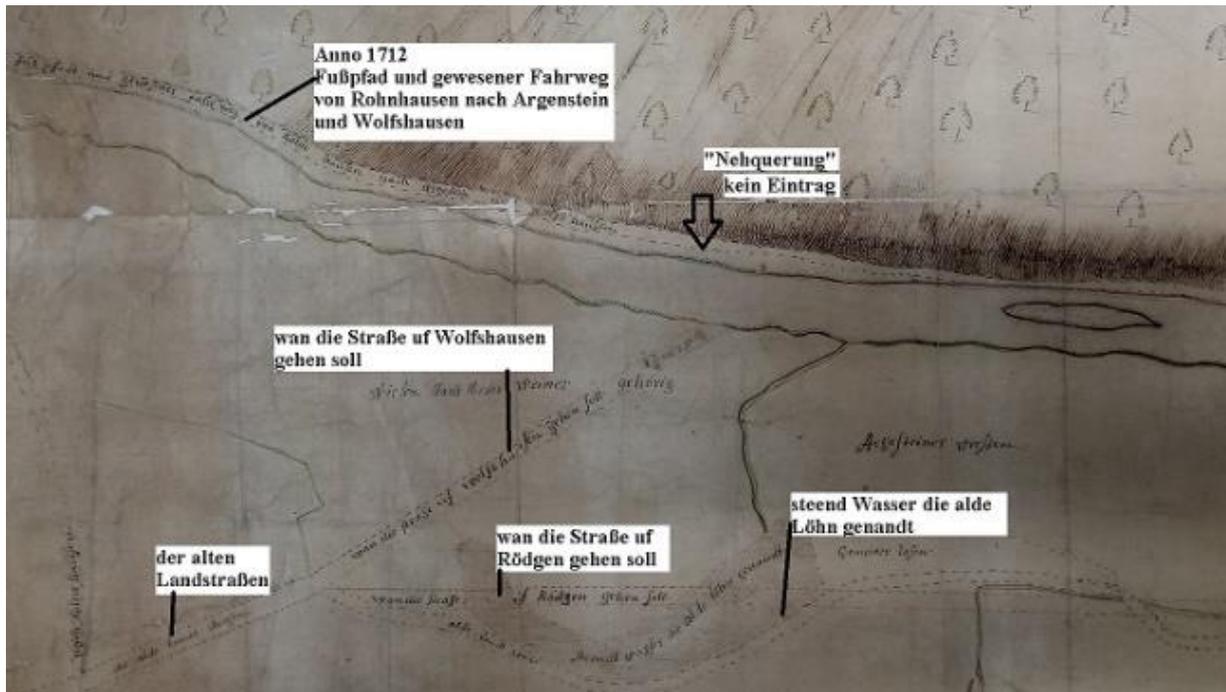
Gekennzeichnet ist auch das „stehende Wasser der alten Lahn“. Damit wird die Auenproblematik mit Überflutungen und Hochwasser deutlich, die es dort von Anfang an gab. Die Straßen und Wege auf seichtem und weichem Untergrund waren kaum tragfähig und standfest. Die Hufe der Zugtiere und die schmalen Räder der Fuhrwerke und Karren sanken tief im Boden ein, und dies bedeutete immer eine Gefahr.

Mühle Argenstein mit der Argensteiner Furt, Mühlgraben, Wehr und *Löhnfluß*: Der Weg geht

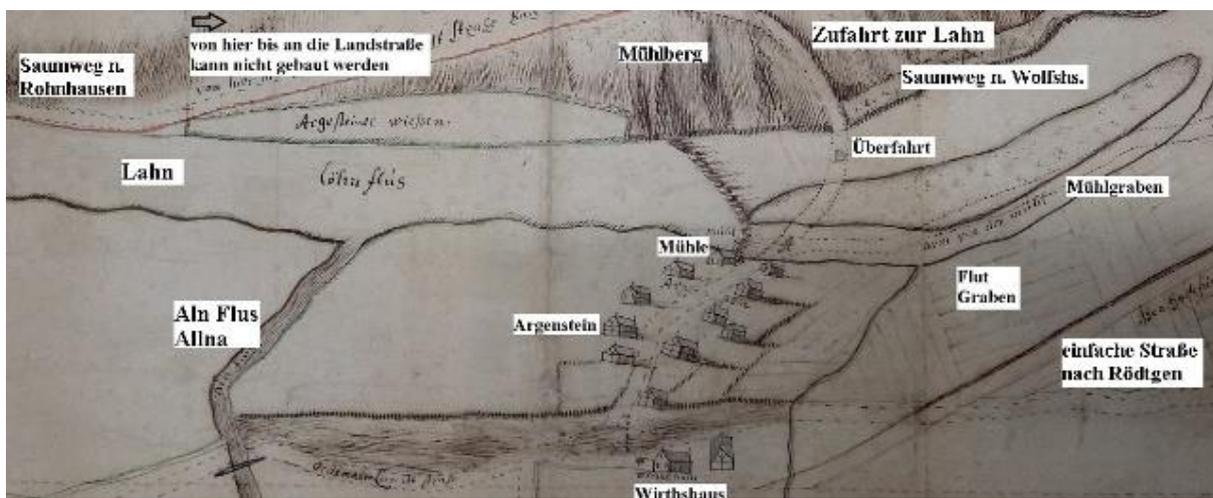
mitten durch das Dorf, zur Furt bei der Mühle Argenstein und es gab dann sofort einen kurzen, aber steilen Anstieg auf den Mühlberg bis zur Frankfurter Landstraße. Die Straße stößt in einem äußerst ungünstigen Winkel auf die Hauptstraße. Außerdem führt die Frankfurter Landstraße direkt auf den Fuß-, Fahrweg Richtung Ronhausen (siehe Karten-Abschnitt 1); und dieser Weg war problematisch. Dieser Weg, der von der Nähe nach Ronhausen über die alte zerfallene Brücke eines dasigen Baches nach Marburg verläuft, wurde in den Akten von 1753 als *Nothweg* benannt (Quelle: HStAM-B40c-1783, Cassel 5. Juli 1753).

Unterhalb des Mühlberges, an der Lahn gibt es noch einen Wiesenweg/Saumweg (markiert mit D), dieser Pfad ist heute noch begehbar, damals auch eine Wegeverbindung nach Wolfshausen. Auch ein Wirtshaus gab es in Argenstein 1712 an der Straße. Wirtshäuser wurden ja auch als Stationen zum Tränken und Wechseln der Zugtiere, der Ochsen und Pferde genutzt und lagen an Hauptwegen und Straßen. Neben dem Mühlgraben ist ein Flutgraben eingetragen, eine Flutmulde, die sich bei hohem Wasser von Argenstein bis Roth zog. Man muss davon ausgehen, dass der Bereich der Lahn-Aue, vor Argenstein und bis Roth, bei Hochwasser völlig überflutet war (wie das im Prinzip heute noch

ist, Hochwasserschutz-Dämme gab es damals noch nicht).



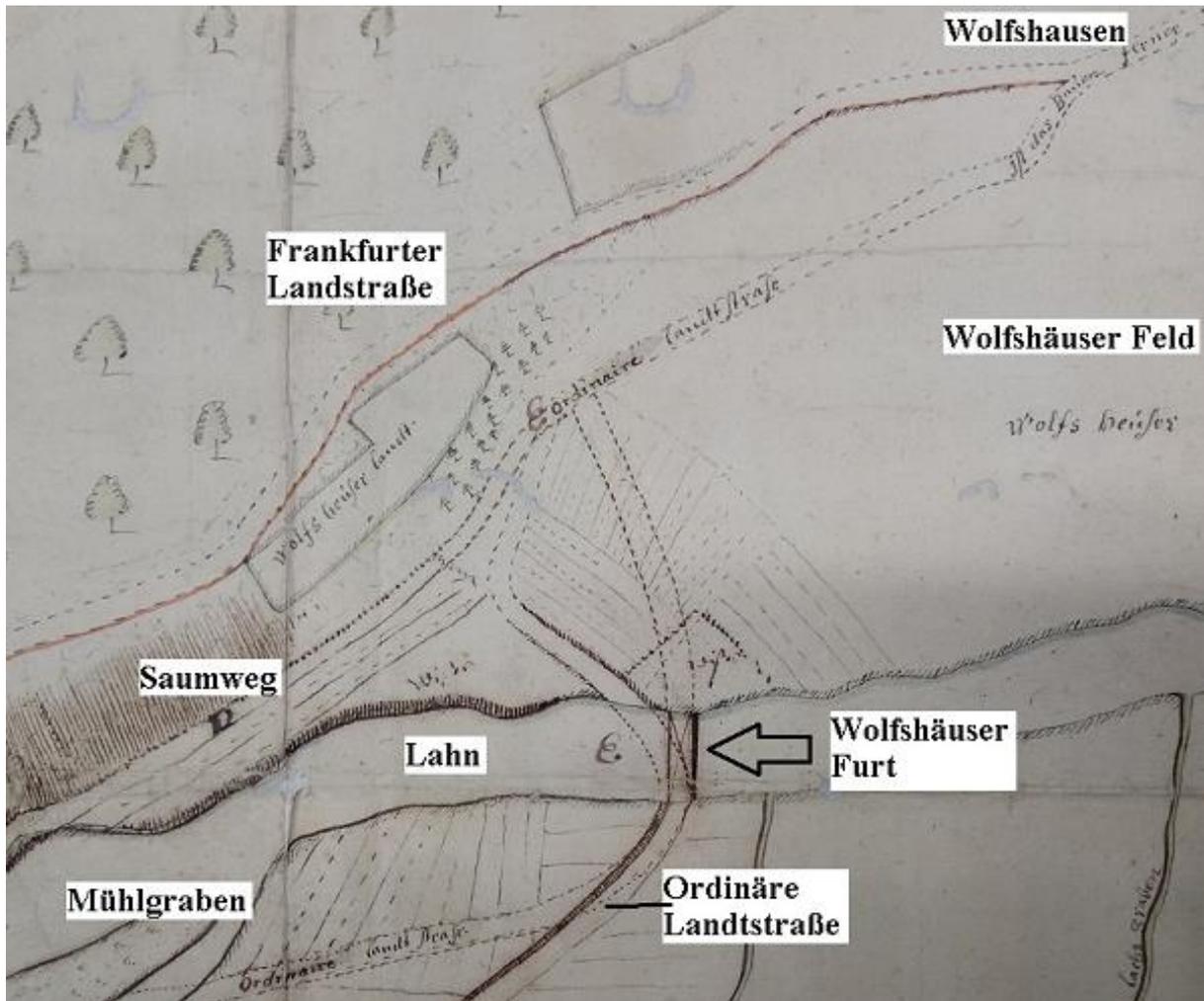
Karten-Abschnitt 1: 1712 - HStAM-Karten-PII-1056, Frankfurter Landstraße, Niederweimar-Argenstein-Roth



Karten-Abschnitt 2: 1712 - HStAM-Karten-PII-1056, Frankfurter Landstraße, Niederweimar-Argenstein-Roth

Niederweimar – Argenstein – Wolfshausen – Roth: Die Wolfshäuser Furt um 1712 mit den damaligen Straßen- und Wegeverbindungen und der neu geplanten *Frankfurter Landstraße* und *Ordinairen Straße* (einfachen Straße) über die Wolfshäuser Furt. Die Wolfshäuser Furt erfährt hier eine Aufwertung in der Bedeutung der Straßenverbindungen. Man suchte nach Lösungen, um den kritischen Kreuzungspunkt der

Lahn zu entschärfen. Die Straßenführung wird verändert und verbessert und erfährt über die Anbindung der *Ordinairen Straße*, über die Wolfshäuser Furt, eine gute Anbindung an die Frankfurter Landstraße. Sie verläuft oberhalb, auf einer Hang-Terrasse (entspricht etwa dem Verlauf der B3 in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts) nach Wolfshausen. So kann man dies aus dem Karten-Abschnitt 3 entnehmen.



Karten-Abschnitt 3: 1712 – Quelle: HStAM-Karten-PII-1056, Frankfurter Landstraße,

Die wichtige Handelsstraße von Frankfurt nach Kassel, die Frankfurter Landstraße, verlief direkt durch das Dorf Wolfshausen. Um Marburg zu erreichen, musste die Lahn vor Wolfshausen und bei Argenstein überquert werden. An einer Stelle musste die Straße von der Höhe bergab ins Tal, um die Lahn zu überqueren. Für einen Fuhrmann ein Dilemma, es war die Qual der Wahl mit drei Möglichkeiten:

- Die Wolfshäuser Furt in der nassen Lahn-
aue
- Die Argensteiner Furt mit der Steilen Auf-
fahrt/ Abfahrt am Hang (Mühlberg)
- Die Neh-Überquerung der Lahn mit einem
Floß, die 1715 neu entstand. (auch diese
neue Lahnquerung hatte eine steile Ab-
bzw. Auffahrt auf der Bergseite)

Oder sie wählten andere überörtliche Wege-
und Straßenverbindungen: „... durchquerten
die Bauern mit Vieh und Karren, die Postkut-
schen und Planwagen der Kaufleute, die Lahn
in den Furten südlich von Argenstein, - bei
Wolfshausen - oder bei Roth. Bei Hohem Wasser

wählten sie die Straße Odenhausen, Fronhausen
Niederweimar nach Marburg“ (Herbert Kosog:
Chronik der Nähe. In: Heimatwelt 3, 1978).

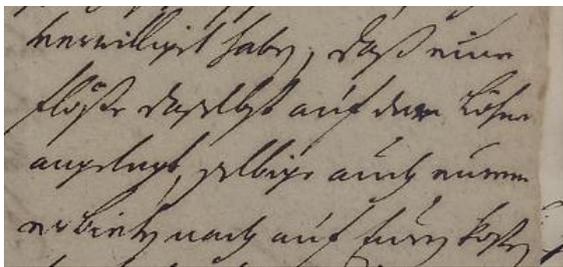
Eine wesentliche Veränderung am Knoten-
punkt gab es 1712/1715, als die Neh-Querung
über die Lahn entstand.

Die Veränderungen konzentrierten sich nun
erst einmal auf die neue Neh-Querung
(Akte:1715-HStAM-40aRubr15-768_Floß-Ar-
genstein).

Akten und Hinweise auf eine neue Planung
und Gestaltung der Knotenpunkt-Situation
Lahnquerung, südlich von Marburg, gibt es be-
reits 1715. Diese südlich von Marburg gelegene
Lahn-Querung war auch für die Marburger Ver-
kehrs-anbindung von enorm wichtiger Bedeu-
tung. Ein florierender Handel war für die Stadt
Marburg lebenswichtig, d.h. auch demzufolge
eine sichere Verkehrs-anbindung über die Han-
delsstraßen.

Die *hochfürstliche Renth-Cammer* in Kassel,
das für den Ausbau von Straßen zuständige
Amt, hatte dies 1712/1715 schon bei der neuen

Planung der Straßen und Wege im Blick mit dem Vorhaben, die Frankfurter Landstraße im Süden Marburgs, die Verbindung zur Messestadt Frankfurt für Postkutschen, Reisende und Kaufleute sicherer zu machen. Das Verkehrsaufkommen auf den Handelsstraßen nahm zu. 1715 rückte die Überlegung, eine neue Lahnquerung nördlich Argenstein zu bauen, in den Mittelpunkt (HStAM 40a, Rubr. 15, 768 Floß-Argenstein). Am 2. April des Jahres 1715 schrieb der Rentmeister zu Kassel an den Landkommissar, Kapitän Kunkel zu Marburg, dass der Landgraf Carl den Vorschlag des Generalleutnants von Schenk, bei Argenstein eine Flöße oder Nähe über die Lahn zu bauen, genehmigt hätte.



und ... verwilligt habe, daß eine Flöße daselbst auf der Löhn angelegt ... werden solle ... anno 2. Aprilis 1715

Mit dem *Land-Commisario* Kunkel solle man über der Anlegung einer Mühle an diesem Ort *communizieren* und im Benehmen einigen, so waren die Befehle der Rentkammer. Die Grundentscheidung, an der Stelle des Lahnübergangs auch eine Mahlmühle zu bauen, wurde am 8. Oktober 1715 getroffen (Geburtsstunde der Nehmühle). Mit dem Bau der Mühle wurde 1718 begonnen.

Die erste „Nähe“ (Nachen/Floß) war 1715 an dem neuen Lahn-Übergang, oberhalb von Argenstein, oberhalb der Lahn-Insel, eingerichtet worden. Aus dem Wort Nachen, Nähe, auch Flöße, Kahn, Schiff genannt, entstand nun das Wort: Nee, Nehe, Nähe - alle diese Versionen können in den Akten nachgelesen werden.

Jedoch, mit der Einrichtung einer Flöße war die Problematik der Kreuzungspunktes Lahn oberhalb Argenstein noch nicht gelöst, so berichten die Akten: „Die Passanten und Fuhrleute scheuten bei Niedrigwasser den hohen Fährrpreis. Sie zogen dann durch die Furten bei Argenstein und Wolfshausen. Bei Hochwasser nahmen sie die Straße über Fronhausen und Niederweimar. Im Winter bei starkem Frost wagten die Fuhrleute auch den Weg über das Eis der Lahn. Dabei ging der Näheübergang

über die Lahn immer leer aus.“ (Herbert Kosog: Zur Geschichte der Nähbrücke. In: Heimatwelt 15, 1984)

Ein Beispiel über die vielen Probleme mit der Flöße/dem Schiff, so heißt es in dem Text: *bey der Neeh Mühle vorhandene und zur beständigen Überfahrth gebrauchte Schiffs - ist - sehr schadhafft worden und das Waßer aller Orthen eindringet, daß dieses aus dem Waßer aufs das ...Trockene.... gebracht und überall Calfatert und frischgeteertwerden muss – abgedichtet (Calfatert – Holzplanken dichten mit Wolle und Pech; HStAM-B40c-2784, 28. Mai 1774).*

Zwischen 1715 und 1755 wurden nacheinander vier Flöße/Schiffe eingesetzt. Oft kam es zu Unfällen so wird berichtet, viele Probleme mit Reparaturen fielen an. Es fehlte eine Brücke über die Lahn.

Es wurde immer wieder deutlich, dass der Fluss Lahn ein unüberwindliches Hindernis sein konnte.

Aufgrund der Probleme und der Schwierigkeiten mit der Flöße und der Unfälle nahm der Verkehr oft andere Wege.

Ein großer Teil des damaligen Verkehres nahm den Weg weiter über die Wolfshäuser Furt und den Argensteiner Übergang oder bog schon vorher ab (Handelsweg der Lange Hessen über Ebsdorfergrund bzw. sie wählten die Straße Odenhausen, Fronhausen Niederweimar nach Marburg).

So war es am Anfang und bis Mitte des 18. Jahrhunderts, sozusagen bis zum Bau der ersten hölzernen Nehbrücke 1755.

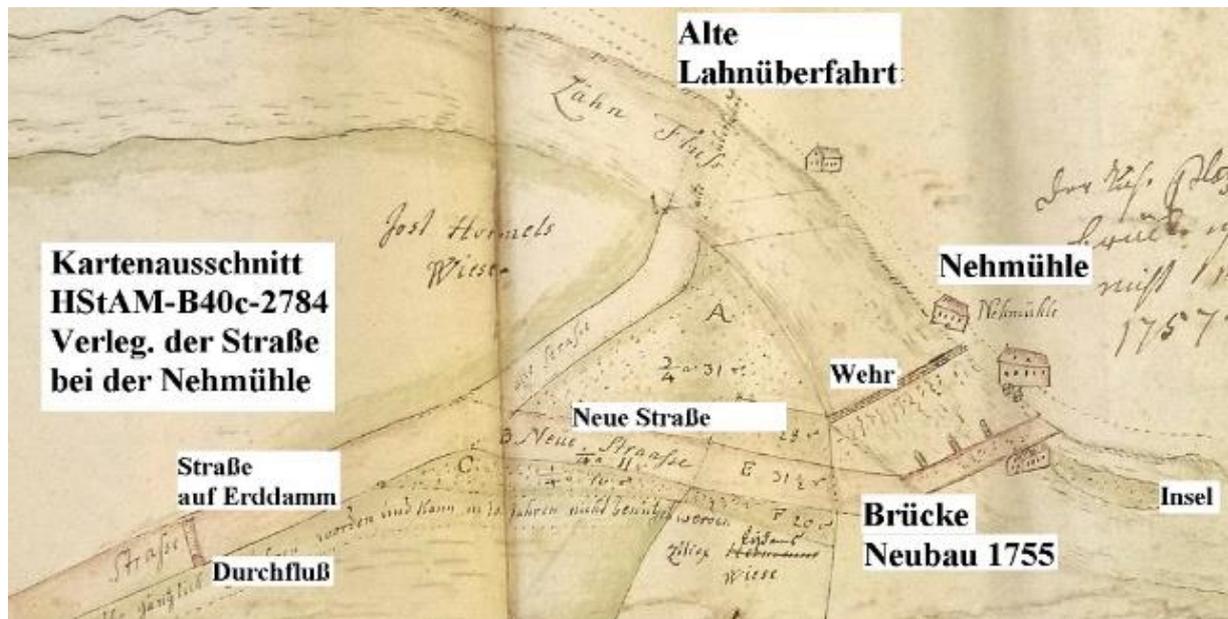
Der Landgraf lehnte Brückenbauten vor seiner Residenzstadt Marburg immer wieder ab. Er wollte den fremden Truppen, die durch das Land zogen, den Übergang über die Lahn nicht zu leicht machen.

Um einen Eindruck über die Verkehrssituation auf der Frankfurter Landstraße zu erhalten, kann man die Einträge im Fährbuch des Fährmanns zwischen dem 4. August und 3. September 1755 heranziehen, sie können durchaus als Verkehrszählung angesehen werden (HStAM-B40c-2784, 4. Aug. 1755, 162).

Danach passierten: 5 leere Kutschen mit 11 Pferden, 149 bepakte Kutschen mit 56 Pferden, 7 Postwagen mit 36 Personen, 119 beladene Karren (einachsige) mit 659 Pferden, 39 leere Karren mit 47 Pferden, 221 Reitpferde, 328 Koppelpferde, 387 Fußgänger, 288 Schafe, sowie 89 Stück Rindvieh und erbrachten eine Einnahme von 73 Reichstaler, 4 Albus und 7 Heller (HStAM-40c-2784- S.162).

Dieses Fähr-Buch mit den Aufzeichnungen dokumentiert einen vielfältigen und prosperierenden Straßen- und Handelsverkehr auf der

Frankfurter Straße vor Wolfshausen und bei Argenstein.

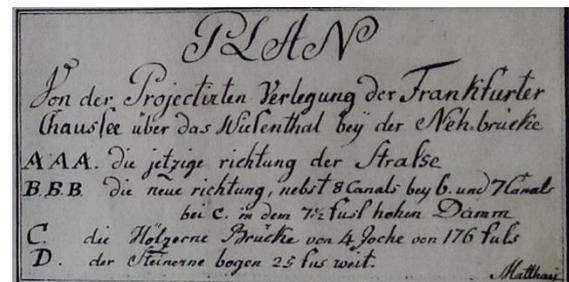


Kartenausschnitt: 1757 „Nähe“, Neeh-Mühle und die „Neue“ und „Alte“ Straßenführung, Quelle: HStAM-B40c-2784, aus der Karte des Bauern Jost Hormel anno 1757)

Im Jahr 1755 wurde die erste hölzerne Brücke bei der Nehmühle gebaut. Es bürgerte sich der Name „Nehbrücke“ ein. Die Straße wurde verlegt, flussabwärts nach Süden verschoben und die Flutmulde mit einem Damm durchquert, welcher Öffnungen/einen Kanal zur Durchflutung hatte. Der Bauer Jost Hormel reichte 1757 eine Beschwerde über Schäden ein, die beim Bau der neuen Straße und der Brücke entstanden sind *seine Wiese sei gänzlich zerfahren worden*. Dieser Beschwerde ist eine Skizze/Karte beigelegt welche die Veränderungen an der Straße, den Bau der Brücke mit der Verschiebung der Überfahrt, darstellen.

Die Brücke liegt nun direkt an der Insel. (Bei einem späteren Ausbau wird die Lage der Brücke flussabwärts verschoben.)

Die topographische Lage für den Lahn-Übergang war auch bei der neuen „Neh-Querung“ nicht besonders günstig, kam doch gleich nach der Querung der Lahn der steile Anstieg bzw. für eine Fahrt in Richtung Marburg die abschüssige Straße.



Historische Karte (HStAM-53a, Nr. 1188)

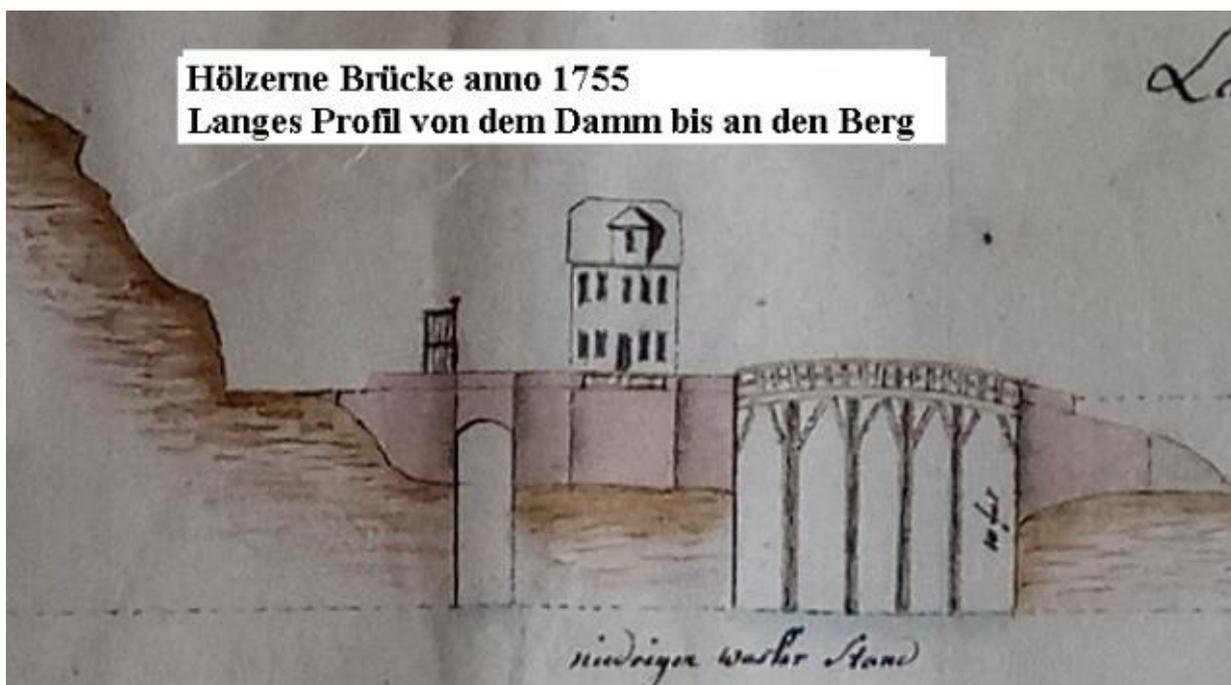
Hier endete die Fahrt manchmal in der Lahn, wie dies durch Unfälle belegt ist. Deshalb war die Neh-Brücke auch später noch berüchtigt. Auch brauchte man einen guten Kutscher/Wagenlenker und starke Zugtiere um diese Aufahrt bzw. Abfahrt sicher durchstehen zu können. Also, auch die damals „Neue Überfahrt anno 1755“ war keine ideale Lösung.

Mit der Herstellung des Nee-Übergangs verlor der Übergang Argenstein und die Wolfhäuser Furt mehr und mehr an Bedeutung.

Jedoch zeigen die Landkarten aus dem Jahr 1775 die bestehende alte Situation der Straßen und Wegführung



Historische Karte (HStAM-53a, Nr. 1188) Die Zeichnung kann nicht exakt datiert werden, jedoch stellt sie unzweifelhaft die erste Hölzerne Brücke bei der Neh-Mühle mit der neuen Straßenführung dar.

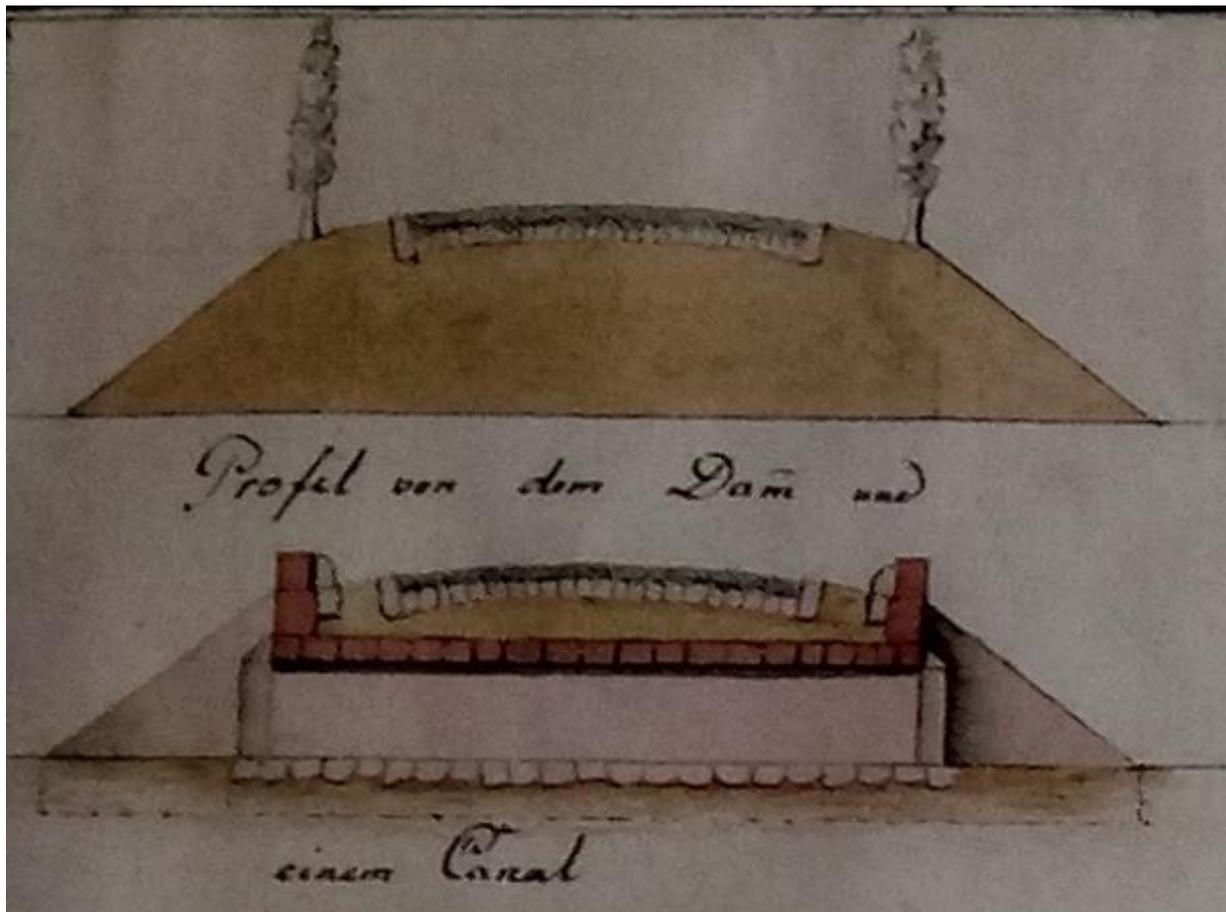


Historische Karte (HStAM-53a, Nr. 1188)

Wie die Wegebefestigung zur Wolfshäuser Furt, in der Fluss-Auenlage der Lahn ausgesehen haben mag? Sicher und stabil war die Befestigung der Straße wohl nur zu Zeiten eines trockenen Zeitraumes. Außerhalb dieser Gutwetter-Zeit, im Frühjahr und Herbst war der Grund und Boden meist seicht und nass, dann versanken die schmalen Räder in dem weichen Boden und die Karren, Wagen, Fuhrwerke und

Kutschen, fuhren sich fest bzw. verloren ihren halt in der Furt und drohten umzukippen; zudem hatte die Lahn einen höheren Wasserstand. Für den Kutscher immer eine heikle Situation.

Die Instandhaltung der Straßen und Brücken war ein großes Problem und die umliegenden Dörfer wurden deshalb zu Hand- und Spanndiensten für diese Arbeiten herangezogen.



Straßendamm und Durchfluß-Canal Historische Karte (HStAM-53a, Nr.1188)

Befestigungen der Straßen gab es kaum, erst später begann man mit einer Pflastergeldabgabe die Unterhaltung der Wege und Straßen zu finanzieren. Auf Brücken wurden Zollhäuser gebaut und eingerichtet. Für jede Überfahrt wurde ein Brückengeld fällig.

Aber betrachten wir doch nochmal die frühere Zeit, das Ende des 17. Jahrhunderts und den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die Furten und Überfahrten südlich von Argenstein lagen bei der Argensteiner Mühle (die Mühle ist schon in der Karte von 1712 eingetragen und hat deshalb einen früheren Ursprung) und nordwestlich von Wolfshausen. Die alte Landkarte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts macht deutlich, dass wohl von den beiden genannten Furten, die Wolfshäuser Furt die bessere Lage hatte, folgte doch hier nach der Durchfahrt der Furt nicht gleich der steile, beschwerliche Bergaufstieg zur Frankfurter Landstraße, die oberhalb der Lahn auf der Hangseite etwa parallel zur Lahn verlief. Jedoch lag die Wolfshäuser Furt in der Fluss-Aue und hier

bildeten sich bei Hochwasser zwischen Argenstein und Roth Flutmulden, die dann die Furt bei Hohem Wasser unpassierbar machten.

Die Talböden waren zumeist sumpfig. Die Flüsse traten oft über die Ufer und änderten dabei nicht selten ihren Verlauf. Fahrwege und Fußwege sogenannte Saumpfade direkt neben dem Fluss, waren meist aufgeweicht und sumpfig. So der Fahrweg nach Ronhausen und der östlich der Lahn, gegenüber der Argensteiner Mühle gelegene Weg nach Wolfshausen (in der Landkarte „D“) nur bei Trockenheit befahr und begehbar. In den Landkarten sind der damalige Verlauf und auch der geplante Neubau der Straßen und Wege deutlich dargestellt. Das Straßen und Wegenetz wurde zu dieser Zeit, zwischen dem neuen Nähe-Übergang, der Argensteiner Mühle und Wolfshausen neugestaltet. Auf einer Länge von ca. 2500 Fuß (800 m) hatte die Lahn anno 1715 drei Übergänge! Ein Kutscher oder Wagenführer hatte die „Qual der Wahl“. Hatte doch jeder Übergang seine eigenen Tücken.



Historische Karte 1775 (HStAM-Karten-PII-10537-Straßenprojekt der Straße Niederweimar-Roth bei Argenstein, Frankfurter Straße)

Erst nach dem Jahre 1715 bekam die Lahnquerung, wahrscheinlich auch durch das höhere Verkehrsaufkommen, der sogenannte „Übergang bey der Nee“ an Bedeutung. Vorher hat wohl auch die Lahnfurt bei Wolfshausen für die Lahnüberquerung eine größere Rolle für den Straßenverkehr gespielt haben. So lässt sich dies zumindest aus den Archivvorlagen, den Landkarten, entnehmen. Das Straßen und Wegenetz wurde zu dieser Zeit verändert und der Schwerpunkt der Überquerung auf die Furt oberhalb Argenstein - später Nähe genannt - auf die Nähe- bzw. Floß-Überquerung gelenkt.

Mit dem Bau der steinernen Nehe-Brücke 1830 rückten die anderen Überfahrten, die Überfahrt bei der Mühle Argenstein und die Wolfshäuser Furt, immer mehr in den Hintergrund.

Die Frankfurter Straße wurde Ende des 18. Jahrhunderts gepflastert (chausseemäßig

angelegt) und die hierfür erforderlichen Kosten wurden auf die Wegebenutzer umgelegt, das sogenannte Pflastergeld/Chaussee-Geld erhoben. Auch die Gemeinde Wolfshausen sollte einen Beitrag zum Wege- und Brückenbau leisten (Quelle: HStAM 40a, Rub. 23-752 Chaussee; vgl. auch H. Losekam: Zoll in der hessischen Provinz. Zollgeschichte, hrsg. vom Hauptzollamt Gießen).

Im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte wurde der Lahn-Übergang mehrmals verändert und verschoben. Auch nach dem Bau der Brücken blieb die „Nähe bzw. „Nehebrücke“ aber immer ein neuralgischer Unfallpunkt.

Die Wolfshäuser Furt verlor in den folgenden Jahrhunderten für den überregionalen Verkehr immer mehr an Bedeutung und ist heute nur noch für kundige Bürger, versteckt in den Lahnwiesen/der Lahn, zu finden.

Kleine Mitteilungen

Bauerngartenblumen (2): Die Ringelblume. Eine ganz alte, schon im Mittelalter bekannte und von der hl. Hildegard von Bingen in ihrer Wirkung beschriebene Heilpflanze ist die Ringelblume (*Calendula officinalis*), ein kräftig gelb bis orangerot blühender Korbblütler mit sichelförmig gebogenen und daher namengebenden Samen. Ihre Erwähnungen in den Schriften der Antike lassen sich nicht sicher zuordnen, denn noch in der Neuzeit gab es Namensüberschneidungen mit anderen Korbblütlern, vor allem mit der blau blühenden Wegwarte (*Cichorium intybus*) und dem Löwenzahn (*Taraxacum officinale*). In der Volksmedizin war sie allgemein bekannt und wurde zur Wundheilung, bei Verbrennungen und gegen Krampfadern, in der Viehheilkunde auch innerlich angewendet. Gerühmt wurde sie sogar als Krebsmittel, weshalb im 19. Jahrhundert große Hoffnungen in die medizinische Nutzung der Droge gesetzt wurden; da sie sich jedoch nicht bestätigen ließen, geriet die Pflanze zu Unrecht in Vergessenheit. Die Ringelblumensalbe blieb freilich als hauptpflegendes Hausmittel bewährt und ist noch heute in Apotheken und Drogerien erhältlich. Seit einigen Jahrzehnten besteht aber wieder ein gesteigertes pharmakologisches Interesse an der Pflanze, insbesondere wegen der in den Blüten reichlich enthaltenen Triterpenalkohole (Otto Isaac: Die Ringelblume. Botanik, Chemie, Pharmakologie, Toxikologie, Pharmazie und therapeutische Verwendung. Stuttgart 1992). Sie wird daher heute in größerem Umfang wieder in der Landwirtschaft angebaut; in unseren Dörfern finden wir etwa in Rodenhausen und Seelbach die üppig gelborange blühenden Felder mit Ringelblumen.

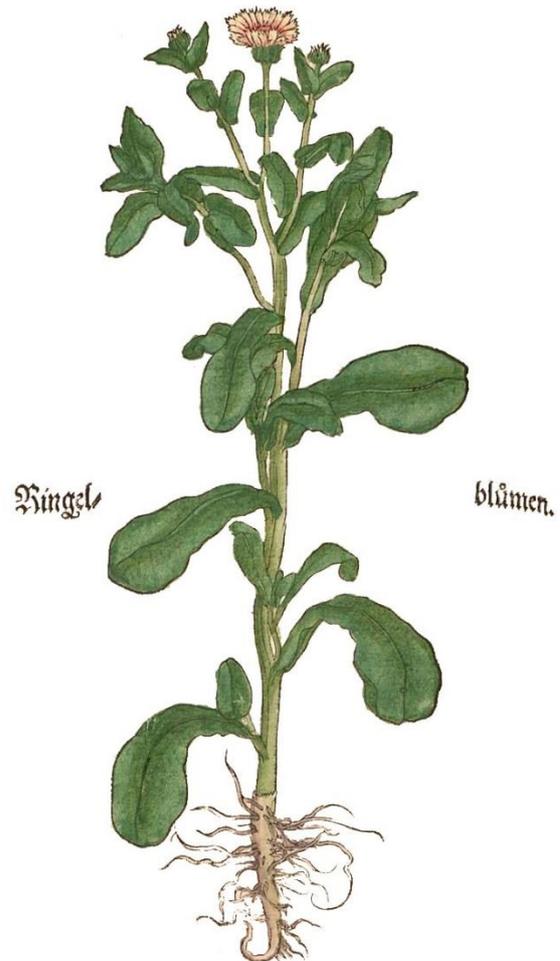
Als ich Anfang der 1980er Jahre nach Niederwalgern kam, gehörten die Ringelblumen noch in vielen Hausgärten zum sommerlichen Blütenflor der Rabatten. Heute aber sind sie rar geworden, und daher sei an diese hübsche, anspruchslose und ausgesprochen langblühende Heilpflanze erinnert. Als Gartenblume ist sie schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugt; Otho Brunfels beschreibt sie in seinem *Kreuterbuch* 1532 (S. 211): sie *würt gezeylet in den gärten / allein für eine zyerde / unnd zu den kränzen* (vgl. Heinrich Marzell: Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen. Stuttgart 1938, ND Darmstadt 1967, S. 294-297).

Welche Kränze waren hier gemeint? Er wird sicherlich an die Brautkränze gedacht haben, die in dieser Zeit von den jungen Frauen über offenem Haar getragen wurden, wie es ein Bild im *Thesaurus pictuarum* des Marcus zum Lamm zeigt (vgl. S. Becker: *Marpurger tracht* – Kleidung der Reformationszeit. In: Landgraf Philipp der Großmütige 1504-1567. Hessen im Zentrum der Reform. Marburg/Neustadt an der Aisch 2004, S. 294-295); sie wirkten noch in den bunten Flitterkränzen von Bräuten und Brautmädchen in der Tracht der Marburger Landschaft bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nach. In dieser Bekränzung zur Hochzeit wurde die Tugendhaftigkeit der Braut ausgedrückt (Jungfernkranz; dazu S. Becker: Weinkäufe, Kranzhochzeiten und Kirchengzucht. In: Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009. Fronhausen/Lahn 2009, S. 287-296).

Daraus lässt sich aber auch eine weitere Erklärung für die von Brunfels erwähnte Verwendung der Ringelblumen ableiten: zu Kränzen für verstorbene Kinder und Jugendliche, denen im zeitlichen Leben eine Hochzeit versagt blieb, und denen ein Blumenkranz als Tugendkrone fürs Ewige Leben mitgegeben wurde (zur Bedeutung des Kranzes als Tugendzeichen vgl. Walter Hartinger: Religion und

Brauch. Darmstadt 1992, S. 165f.). Hierfür bot sich die Ringelblume geradezu an.

Im Begleitheft zur Ausstellung im Lapidarium an der Kirche in Fronhausen habe ich kurz auf die Bedeutung der Ringelblume als Grabschmuck in der alten Zeit hingewiesen, die neben den häufigsten, auf kaum einem alten Friedhof fehlenden Grabpflanzen Efeu, Immergrün, Hauswurz, Eibe und Thuja mit ihren leuchtenden Blütenköpfchen einen fröhlichen Farbtupfer setzte.



Ringelblume, aus Brunfels, *Kreuterbuch* (1532)

Dass auch die Ringelblume die Symbolik der Dauer, die in diesen immergrünen Grabpflanzen angelegt war, ergänzte, wird aus der Erklärung ihres botanischen Namens deutlich: das *officinalis* bezieht sich auf ihre Heilkraft, da die aus den Blüten ausgezogene Droge (*Flores Calendulae*) als Wundmittel officinell, also gängiges Arzneimittel war. *Calendula* aber, wie die Pflanze bereits in Glossen des 13. und 14. Jahrhunderts genannt wurde, ist abgeleitet von der römischen Tageszählung der Monate: die Kalenden waren die ersten Tage der Monate, die Iden die Monatsmitte, von denen die Tage vor- und zurückgezählt wurden. Die Ringelblume ist daher vereinzelt in regionalen Mundarten als *Monatsblume* bezeichnet worden (Heinrich Marzell: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. 5 Bde., Leipzig 1943 – Stuttgart/Wiesbaden 1979, Nachdruck Köln 2000, Bd. 1, Sp. 1365), auch, weil sie mehrere Monate hindurch blüht, je nach Witterung von Juni bis

Oktober, aber durchaus noch bis in den November hinein, und daher zu Allerseelen oder am Totensonntag einen hübschen Grab-schmuck abgeben konnte. Sie galt aber auch als Blume, die nicht welkt (eine Übertragung von *Xeranthemum annuum*, Einjährige Spreublume, Strohblume?), und fügte sich damit, obwohl sie nicht zu den eigentlichen Immortellen (Unsterblichen: die Gattung *Helichrysum*) gehört, durchaus in die Symbolik der immergrünen Pflanzen auf den Gräbern ein.

Die Verbreitung der Ringelblume auf ländlichen Friedhöfen brachte ihr auch den Namen *Totenblume* ein; Marzell verweist hier auf Wilhelm Reuß (Pflanzennamen der oberhessischen Mundarten. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten 1918, S. 134-143, hier S. 142) und Nemnich (Allgemeines Polyglottes Lexikon der Natur-Geschichte, Bd. 1, Hamburg/Halle 1793, S. 756) und zitiert daraus eine weitere Erklärung für diese Bezeichnung: *in einigen Gegenden von Franken (weil man todt Kinder und verstorbene ledige Personen damit schmückt)*. Noch auf den im ausgehenden 19. Jahrhunderts aufgekommene, bei professionellen Fotografen in Auftrag gegebenen Erinnerungsfotos an verstorbene Kleinkinder im Sarg sind die (nun schon industriell gefertigten) Kränzchen auf der Stirn zu sehen (ein Beispiel in Walter Stolle: Der Tod. Zur Geschichte des Umgangs mit Sterben und Trauer. Darmstadt 2001, S. 57).



Kindergrab auf dem Friedhof in Lohra, Zeichnung von Ferdinand Justi 1890; Ausschnitt aus einem Skizzenblatt (HStAM Best. 340 Justi, Nr. 589)

Auch diese Verwendung für Kränze zum Schmücken verstorbener Kinder teilte sich in der älteren Zeit die Ringelblume mit dem Immergrün (*Vinca minor*), dessen lange, kriechende Triebe sich vorzüglich zum Kranzwinden eignen (Heinrich Marzell: Das Immergrün im Volksleben. In: *Schönere Heimat* [München] 45, 1956, S. 232f.). Dass dies keineswegs eine Trauergebärde des späten 18. und 19. Jahrhunderts war, sondern schon im Mittelalter verbreitet gewesen sein dürfte, zeigt eine Mitteilung von Hieronymus Bock in seinem *New Kreütter Buch* (Straßburg 1539, I, Bl. 115r; vgl. Marzell, Wörterbuch, Bd. 4, Sp. 1146f.; dazu auch Heinrich Marzell: Der Botaniker Hieronymus Bock [1498-1554]. Zu seinem 400. Todestag. In: *Naturwissenschaftliche Rundschau* 7, 1954, S. 307-309). Darin gab er seiner Verwunderung über ein unverseht aufgefundenes Totenkränzchen Ausdruck: *das kraut [Vinca minor] fint man über wynter grün, mag allerhand*

frost und wetter dulden und (das mir ein wunder ist), so hab ich eyn dottenkopff sehen ussgraben anno 1535 in die Marci [am Markustag, 25. April], der was mit diesem kraut gekrönt und das kraut was allerdings unversert auff dem kopff blißen, doher es wol dottenkraut und dottenvioln mag heysßen wie es dann etlich nennen und die abgestorbenen darmit zu krönen.



Otto Ubbelohde, Illustration zum Märchen *Das eigensinnige Kind* (KHM 117)

Dieser alte Brauch des Windens von Kränzen, mit denen nicht nur der Kopf des verstorbenen Kindes gekrönt wurde, sondern auch der Sarg und nach der Beisetzung die Grabstele oder das Grabkreuz geschmückt, ja bei zahlreichen, oft von den Jugendlichen des Dorfes gestifteten Kränzen und Totenkronen auch eigens angefertigte hölzerne Gestelle auf den Grabhügeln damit behängt wurden, ist noch durch Zeichnungen von Ferdinand Justi vom Ende des 19. Jahrhunderts belegt (für den Hinweis auf das hier beigefügte sowie ein weiteres, im Begleitheft zum Lapidarium in Fronhausen abgedruckte Blatt danke ich Andreas Schmidt, Wettenberg; zu den Perlkränzen und Totenkronen auf den Särgen von Kindern und ledig Verstorbenen, die im Sprengel der kurhessischen Landeskirche erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die Kirchenbehörde untersagt wurden, vgl. Gerald Bamberger: Totenkronen von ca. 1750 bis 1850 im Großherzogtum Hessen. In: Stolle, *Der Tod*, S. 99-115, mit weiterführenden Literaturhinweisen; Gerhard Seib: Kranz und Krone im Ledigenbegräbnis. Beispiele aus Hessen und dem Harz. In: Hans Kurt Boehlke [Hrsg.]: *Wie die Alten den Tod gebildet. Wandlungen der Sepulkralkultur 1750-1850*. Mainz 1979, S. 113-119; zu dem auch in anderen Landschaften verbreiteten Brauch vgl. Ernst Helmut Segschneider: Totenkranz und Totenkrone im Ledigenbegräbnis. Nach einer Dokumentation des Atlas der deutschen Volkskunde Köln 1976; Rosemarie Leineweber, Dieter Fettback: Diese Krone weiheten tief betrübte Eltern. Der Totenkronenbrauch und seine Sachzeugen in Altmark und Elb-Havel-Winkel. Hamburg 2021).

Die von Justi aufgezeichnete Inschrift des Grabkreuzes vom Friedhof in Lohra lautete: [Hier] / wartet / einer

fröhlichen Auferstehung Hein- / rich Hetche von hier geb: den 20ten Juni / 1875, gest: den 16ten März 1878 war alt / 2 J. 8 M. / u. 26 Tag / Lch: T: w. [Leich-Text war] / Hiob Cap. / 1 V. 21, ich / bin nackt / von meiner Mutter Leibe / gek. u.s.w.; deutlich erkennbar ist das zwölf Jahre nach der Bestattung bereits leicht eingesunkene Grab, und auch das sicherlich einmal vorhandene hölzerne Kranzgestell ist nicht mehr erhalten: die Kränze liegen teils in der eingesunkenen Grabstelle, teils wurden sie auf dem Kreuz und an einem Zweig aufgehängt. Diese Skizze dokumentiert eindrucksvoll den weiteren Verbleib der in dieser Zeit bereits aus teilweise unvergänglichem Material hergestellten Kränze. Wenn die Holzgestelle, deren einfache Ausführung auch Otto Ubbelohde in seiner Illustration zum Grimm-Märchen *Das eigensinnige Kind* (KHM 117) auf dem Kindergrab dargestellt hat, verrottet waren, dürften die Reste der Flitterkronen und Kränze auf die Gräber gelegt worden sein. Bei den im Frühsommer 2020 durchgeführten archäologischen Grabungsarbeiten auf dem Kirchhof in Moischt (Grabungsleitung Anna-Marie Platz) wurden zahlreiche Kinder- und Ledigenbestattungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts freigelegt, bei denen die Perlschnüre und Perlkränze über die gesamte Grablänge auf den Gebeinen lagen – sie sind wohl, als bei diesen oberflächennahen Bestattungen die Särge einbrachen, von den inzwischen morschenden Holzstellen in die Gräber gelangt und mit der aufgefüllten Erde zugedeckt worden.

In den zahlreichen Ledigenbestattungen dieses Gräberfeldes auf dem Kirchhof in Moischt wird eindrucksvoll die Federzeichnung Justis bestätigt, der 1889 auf dem schon mit einem Mauerdurchbruch nach Norden hin erweiterten Friedhof in Lohra die große Zahl mit Kränzen geschmückter Kinder- und Ledigengräber dokumentierte (HStAM Best. 340 Nachlass Justi, Nr. 573; vgl. die Abbildung im Begleitbuch zum Fronhäuser Lapidarium). Sie verdeutlichen uns, wie oft noch am Ende des 19. Jahrhunderts Kinder und Jugendliche starben, in einer Zeit, als Fortschritte der Medizin, die Entwicklung des Diphtherie-Impfstoffs und hygienische Maßnahmen, aber auch die zum Schutz der Neugeborenen eingeführte Haustaufe dem Sterben der Kinder entgegenwirken sollten (dazu S. Becker: Taufen und Kinderbegräbnisse im 19. Jahrhundert. Zu einem Grabkreuz vom Kirchhof in Oberwalgern. In: Off de Hieh. 1250 Jahre Oberwalgern 770-2020. Fronhausen/Lahn 2020, S. 249-256).

Die im späten 19. Jahrhundert auch schon aus industriell vorgefertigten Glasperlen und Girlanden (Marianne Jacoby: Von Perlschnüren, „laufenden Hunden“ und Buketts. In: Stolle, Der Tod, S. 116-124), aus künstlichen Blumen, Papier und buntem Flitterwerk hergestellten Kränze hatten ihre Vorbilder sicherlich in den Kränzen aus natürlichen Blumen der älteren Zeit. Selbst dort, wo landesherrliche Verordnungen den Brauch der Totenkronen eingeschränkt hatten und lediglich eine Leihkrone gestattet, konnte, wie in Hessen-Darmstadt 1764/65, der Jugend weiterhin erlaubt werden, *übliche Kränze von lebendigen Blumen an die Särcke zu hangen* (vgl. Bamberger, Totenkronen, S. 103). Dazu sind wohl auch, vielleicht sogar vorwiegend, Immergrün und Ringelblumen verwendet worden. Sie gaben, wie die Inschrift des Grabkreuzes schön bestätigt, der Hoffnung auf eine fröhliche Auferstehung und ein Ewiges Leben Ausdruck und lassen doch die Trauer ahnen, die der häufige Tod von Kindern und Jugendlichen in den Familien bedeutete.

S. Becker

Totensäule und Leichentuch. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts trug mit dem Erkenntnisgewinn in Medizin

und Naturwissenschaften, aber auch mit dem kameralistischen Interesse der Landesverwaltung an einer Erziehung der Untertanen zur Sparsamkeit und zum Prunkverzicht dazu bei, dass die Vorschriften zum Bestattungswesen reformiert und verschärft wurden. Insbesondere die üppige Ausstattung der Särge bei Kinder- und Ledigenbegräbnissen mit Kränzen und Totenkronen wurde reglementiert; darauf ist oben bereits hingewiesen worden. Selbst die Aufbahrung des Leichnams im Trauerhaus wurde in Verordnungen geregelt. So ist in der Landgrafschaft Hessen-Kassel in einer Ordnung vom 30. April 1753 die Verwendung einer Leichenbahre und eines Leichentuches zur Aufbahrung von Verstorbenen zur Vorschrift gemacht, den Gemeinden deren Anschaffung zum allgemeinen Gebrauch auferlegt und die Verweigerung ihrer Verwendung unter Strafe gestellt worden. Daraus zitierte Conrad Wilhelm Ledderhose in seinem Versuch einer Anleitung zum Hessen-Casselischen Kirchenrecht (Cassel 1785, S. 422): „Diejenigen welche durch Verweigerung der Totenbahre und Leichentücher zu Unordnungen Anlaß geben, werden um zwanzig Thaler gestraft. Diese beyden Stücke werden in Dörfern von den Gemeinden angeschafft und unterhalten. Jeder muß sich dort der ordentlichen Bahre und Leichentücher bedienen, und es darf z.B. in Dörfern keine besondere Familien-Bahre gehalten werden.“ Ob mit den in der Ordnung angesprochenen Verweigerungen und „Unordnungen“ noch der alte Brauch gemeint war, die Toten aufs Schaub (Stroh) zu legen, muss dahingestellt bleiben; dieser Brauch, der noch lange im Begriff des Schaubläutens für das Sterbegeläut in der kollektiven Erinnerung erhalten blieb und die alte Vorstellung des Herkommens von der und des Hingehens zur Erde weitertrug (dazu Albrecht Dieterich: Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. Leipzig 1902), könnte die beträchtliche Höhe des Bußgeldes erklären, das seine Abschaffung durchsetzen sollte.

Mit der Bezeichnung „Leichentücher“ waren nicht jene Leinentücher gemeint, die (etwa in der jüdischen Religion: *Tachrichim*) zum Einwickeln des Leichnams dienten, der darin auch bestattet wurde, sondern ein weißes Laken, mit dem die Verstorbenen während der Aufbahrung im Trauerhaus zugedeckt wurden. Diese Tücher wurden nicht in die Särge gegeben, konnten daher wiederverwendet werden. Die Anschaffung von Leichentuch und Totenbahre durch die Gemeinde hatte nicht nur die Absicht, auch den ärmeren Einwohnern eine ordnungsgemäße Aufbahrung zu ermöglichen, sondern diente wohl auch dazu, eine besondere Repräsentation von Rang und Stand beim Trauerzeremoniell zu vermeiden.

In der Bevölkerung dürfte das Bedecken des Leichnams mit einem Leichentuch bereits längere Zeit vor 1753 üblich gewesen sein, nicht allein wegen eines pietätvollen Umgangs mit den Verstorbenen, sondern auch zu ihrem Schutz, besonders in den Sommermonaten (auch wenn damals noch eine schnelle Bestattung, nicht selten schon am Tag nach dem Tod, vorgenommen werden konnte). In Niederwalgern haben wir sogar eine Nachricht, dass ein Leichentuch der Gemeinde gestiftet wurde, das gegen Erstattung einer Gebühr (wohl an den Kirchenkasten) ausgeliehen werden konnte: 1729 d. 9t. Xbris [Decembris] *Anna Ursula Caletschin zu NWalgern in Statu Vir[gin]o: [im jungfräulichen Stande] im 58. Jahr begraben, hat ein Leichentuch in die Gemeinde NWalgern vermacht und wer solches in der gemeinde braucht, soll Einen Cassel[er]: alb[us]. geben* (KB Niederwalgern 1675/88-1805, Sterberegister 1729-12-09). Anders als die bei der Totenwaschung verwendeten irdenen Schüsseln, die danach unbrauchbar gemacht wurden (vgl. Karl Baeumerth: „Totenschüsseln“ aus Hessen und Thüringen. In: Hessische

Heimat 1992, H. 4, S. 182-188), ist hier das Leinen, das ja noch im Hausgewerbe hergestellt wurde und daher eine besondere Wertschätzung erfuhr, für eine gemeinschaftliche weitere Nutzung zur Verfügung gestellt worden.

Ob mit diesen Tüchern auch die Särge abgedeckt waren, wenn sie zum Kirchhof getragen wurden, erfahren wir nicht; über die in Niederhessen noch um 1900 übliche Trauerzeremonie berichtete Heßler, die Särge der verstorbenen Unverheirateten seien mit Kränzen geschmückt, die der Verheirateten und Verwitweten aber nur mit einem

weißen und einem schwarzen Tuch bedeckt, wenn sie auf den Bahren zum Friedhof getragen würden (Carl Heßler: Das fränkische Niederhessen. In: ders. [Hrsg.]: Hessische Landes- und Volkskunde. Marburg 1904, Bd. 2, S. 29-116, hier S. 74). Eine solche Bahre zum Tragen des Sarges ist auf dem bekannten Gemälde von Ludwig Knaus, *Hessisches Leichenbegängnis im Winter* (1871, Universitätsmuseum Marburg), dargestellt.

S. Becker



Flößerei am Oberrhein, Anfang 17. Jahrhundert; sehr schön sind die zusammengebundenen und mit Laufbrettern abgedeckten Stämme zu erkennen, auf denen die Flößer mit langen Staken versuchen, in der Strömung die Fahrtrichtung zu halten (aus Max Scheifele u.a.: Die Murgschifferschaft. Gernsbach 1988, S. 177)

Kleine Mitteilung

Holzhandel mit Holländer Kauffleuten 1691. Für den Schiffsbau wurden in der frühen Neuzeit gewaltige Mengen Holz benötigt; die Kriegsflotten der europäischen Seemächte Spanien, Portugal und England, aber auch die Handelsflotten, hier voran der Niederlande, hatten immensen Bedarf an Eichenholz für Kiel, Spanten und Planken, aber auch Fichten- und Tannenholz für die Masten der großen hochseetauglichen Fleuten, wie die niederländischen Handelsschiffe genannt wurden. Dieses von den niederländischen und norddeutschen Werften benötigte Holz wurde über die Flüsse, dann über Rhein, Weser und Elbe geflößt (vgl. Hans-Walter Keweloh [Hrsg.]: Auf den Spuren der Flößer. Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines Gewerbes. Stuttgart 1988; Birgit Jauernig-Hofmann, Hermann Heidrich: Der ganze Main war hölzern. Eine Ethnographie der Flößerei. [Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums] Bad Windsheim 1993). An den Holzhandel der Holländer im Schwarzwald erinnert noch der Holländermichel im Märchen „Das kalte Herz“ von Wilhelm Hauff. Doch auch in den hessischen Mittelgebirgen waren die niederländischen Holzhändler unterwegs.

Ein Eintrag in den *Notabilia* des Kirchenbuchs Niederwalgern von 1691 berichtet über einen solchen Handel: *Anno 1691 Ist zu Niederwalgern auß dem Gemeindtwald*

beÿ Etlich und fünfzig der allerbesten Stämme Holtz denen Holländer Kauffleuthen verkaufft, das Geld an 100 Thlr. sich belauffen, zum Abtrag der beÿ Johan Georg Kahlen zu Kehna stehenden Schuld angewendet worden; beÿ dieser gelegenheit Vieles ohngeholt, es der Pfarrer instendig beÿ der Gemeine angehalten, weil jetzundt durch geringe Kosten darzu zugelang, die Weiberstühle vndt bänke in der Kirchen zu ziehen, und ausfertigen zu lassen. Aber es hat Satanas die leuthe gantz verblendet, daß sie Gott zu Ehren vnd der Kirchen zum Ziehrath, noch ihres vnd ihrer Kinder zum besten Nichts anwenden wollen. Gott vndt Gottes ist beÿ Ihnen vergessen. O schandlich Vndanckbarkeit! Johanche Bötte vnd Peter Schunck, dieser Zeit Vorsteher der gemeinde benannt, haben als Kirchen freunde sich gar schlecht hierinnen bewießen. Pfarrer Johann Wilhelm Fackes, der hier seinem Zorn über die unfolgsame Gemeinde freien Lauf ließ, setzte sich zwei Jahre später aber noch durch: 1693 wurden die Weiberstühle und ein Cantzell Teckel (ein Schalldeckel über der Kanzel) erbaut, die Sitzplätze im Gestühl auch unter den Familien des Dorfes verlost. Darüber soll aber in einer späteren Mitteilung berichtet werden.

S. Becker

Bücherschau

Annegret Wenz-Haubfleisch (Hrsg.): „*Liebe deinen Nächsten ...*“ 25 Jahre Gedenk-, Kultur- und Bildungsarbeit in der Landsynagoge Roth. „*Love Your Neighbor ...*“ 25 Years of Commemorative, Cultural and Educational Activity in the Rural Synagogue in Roth. Arbeitskreis Landsynagoge Roth e.V., Weimar-Roth 2021, 196 S., zahlr. Abb. farb. u. sw.

25 Jahre – das ist ein geeigneter Zeitschnitt, innezuhalten und zurückzublicken, Rechenschaft abzulegen über die geleistete Arbeit. Rechenschaft? Der kühl kalkulierende Begriff verbietet sich hier von selbst. Es geht in diesem Buch, das zum Jubiläum des Arbeitskreises Landsynagoge Roth vorgelegt wurde, nicht um buchhalterische Auflistung. Gewählt wurde ein lebensvoller Blick auf die Projekte der letzten 25 Jahre, auf die Menschen, die den Verein und seine Projekte getragen haben, und auf die Menschen, die Roth verlassen mussten, auf ihre Kinder und Enkel.

25 Jahre Gedenk-, Kultur- und Bildungsarbeit in der Landsynagoge Roth, wie es im Untertitel des Buches heißt, sind eine lange Zeit, die Kontinuität und Ausdauer, Überzeugung und Empathie für die Sache erforderte und voraussetzt, und vielleicht gibt es keinen besseren Titel, kein besseres Motto für diese Selbstverpflichtung des Arbeitskreises zu einem Auftrag als die Stelle aus der Tora, die uns mit einer Inschrift in der Synagoge überliefert ist, jene Stelle der Heiligen Schrift, die Juden und Christen als gemeinsames Buch des Bücher auferlegt: „*Liebe deinen Nächsten*“.

Im Buch, das diese 25 Jahre einer erfolgreichen Projektarbeit vorstellt, wird mit dem Rückblick von Landrat a.D. Kurt Kliem an die Durchsetzung des Projekts in Politik und Bevölkerung erinnert, wird auch das denkmalpflegerische Konzept vergegenwärtigt. Am 10. März 1998 wurde die Synagoge als Gedenk- und Bildungsort eingeweiht – an diese Veranstaltung erinnert das zweite Kapitel, an die Vereinsgründung und Übernahme der Verantwortung für die restaurierte Synagoge durch den Arbeitskreis das dritte Kapitel. Vor allem aber ist das Buch eine höchst bedachte, sensible, gut reflektierende Annäherung an die Gefühle von Überlebenden und ihren Nachkommen beim Wiederfinden ihrer Heimat und ihrer Wurzeln, an Zurückhaltungen, Überwindungen und Dank, die in den Beiträgen zum vierten Kapitel anklingen, dem der treffende Titel gegeben wurde: „*Heilung, Versöhnung, (zurück) zu den Wurzeln – Beziehungen zu Holocaustüberlebenden und ihren Nachkommen*“. Aus diesen Erinnerungen, Eindrücken, Schlaglichtern wird immer wieder deutlich, wie wichtig die persönlichen Begegnungen, das Wiedersehen und Kennenlernen, das Verstehen dessen war und ist, was als Auftrag und Aufgabe vom Arbeitskreis angenommen wurde. Berichtet wird auch über die Projekte des Arbeitskreises, über die Zeitzeugeninterviews, über die Ausstellung „*Ein Grund zum Erinnern: Roth, Deutschland 1933-1942*“ in den USA, über den Dialog der Religionen unter dem Sternenhimmel, in dem die Landsynagoge Roth zum offenen Raum für interreligiöse Verständigung wurde. SB

Herbert Merkel: *Die Kirche war allgegenwärtig. Lebensnahe und zeitgemäße Geschichtsschreibung aus den Kirchenbüchern des Marburger Landes*. Selbstverlag, Weimar-Niederwalgern 2018, 316 S., Abb. sw

In diesem Buch legt der Autor Lesefrüchte aus vielen Jahren des Auswertens von Kirchenbüchern vor. Die

Eindrücke, die uns die oft ausführlichen Schilderungen der Pfarrer in diesen seriellen Quellen der frühen Neuzeit vermitteln, waren ihm Anregung, sie mitzuteilen, die Leserinnen und Leser mitzunehmen in eine andere Erfahrungswelt, in der Kirche und Kirchenzucht noch das Alltagsleben bestimmten. Das Buch schöpft aus der breiten Fülle kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens in den Dörfern, zeigt Abläufe und Konflikte in der Kirchen- und Pfarreiverwaltung, berichtet über Ereignisse bei Trauungen, über Ehebruch und Hurerei (ein Vorwurf, den die Pfarrer oft genug festhielten), über Krankheit, Tod und Begräbnis, über Wirtschaft und Politik und über das Wetter. Leider sind nicht nur Bilder falsch zugeordnet (so S. 159 die Steinfurstmühle als Etzelmühle), sondern auch einige gravierende Lesefehler enthalten (S. 188, 194, 233, 238 etc.), die sich leicht hätten ausräumen lassen, wenn in die Sekundärliteratur geschaut worden wäre, in die Wälger Chronik etwa (hier S. 161ff). So muss nun, wer Zitate übernehmen oder den Interpretationen folgen will, die mitgeteilten Auszüge selbst noch einmal nachprüfen. SB

Jahrbuch Landkreis Marburg-Biedenkopf 2021, hrsg. vom Kreisausschuss des Landkreises Marburg-Biedenkopf, Redaktion Markus Morr, REKOM-Verlag, Wetzlar 2020, 288 S., zahlr. Abb. farb. u. sw.

Gut vertreten ist die Gemeinde Weimar im aktuellen Kreisjahrbuch. Mit den Beiträgen von Herbert Merkel zu Vorkommnissen aus Kirchenbucheinträgen (Reiche Bettler und kalte Kammern, S. 250-252), Doris Autzen zu den Höfetouren in der Region, darunter auch nach Kehna (S. 76-78), Marian Zachow und Volker Haupt zu den Chancen für Nebenbahnen wie der Strecke Niederwalgern – Herborn (S. 84-89) und Siegfried Becker zu Abgeordneten der kurhessischen Ständeversammlung (Auf dem Weg zur Demokratie, S. 253-256) sind neben vielen weiteren Berichten aus Politik, Wirtschaft und Kultur im Landkreis vier Beiträge enthalten, die für die Lokalgeschichte unserer Gemeinde von Interesse sind. SB

Brunhilde Miede: *Der Tracht treu geblieben, Bd. 8: Studien zum regionalen Kleidungsverhalten im Raum Marburg*. Verlag Miede-Medien, Kirchheim-Gershausen 2020, 304 S., zahlr. Abb. farb. u. sw

Im neuen Band der inzwischen auf eine stattliche Zahl angewachsenen Reihe zum Leben, zu den Einstellungen, zum Kleidungsverhalten der letzten Trägerinnen in verschiedenen Trachtenlandschaften wird über das Marburger Land berichtet. Bereits im ersten Band zum Trachttragen in Hessen war die Tracht in den Dörfern um Marburg, Biedenkopf und Amöneburg besonders gewürdigt worden, nun aber hat die Autorin dem Marburger Land ein eigenes Buch gewidmet. Und darin wird deutlich, wie reichhaltig nicht nur die materielle historische Überlieferung in unserem Landkreis ist, die mit den barocken Grabsteinen und ihren figürlichen Darstellungen wichtige Quellen der Kleidungs-geschichte bereithält, sondern die Frauen noch befragt werden konnten, die als letzte Trägerinnen der einst das Dorfleben prägenden Kleidung auch Auskunft gaben über ihr Leben, ihre Motivation, die Tracht beizubehalten. Das Buch kann im Buchhandel oder direkt bei der Autorin bestellt werden (Brunhilde-miede@t-online.de). SB



Die beiden Steinfurtsmühlen im Salzbödetal. Zeichnung von Ferdinand Justi, 1881 (HStAM Best. 340 Justi, Nr. 580)

Bücherschau

Off de Hieh. 1250 Jahre Oberwalgern 770-2020, hrsg. von der Gemeinde Fronhausen. Redaktion Renate Hildebrandt, Andreas Schmidt, Karl-Heinz Muth, Friedrich von Petersdorff, Siegfried Becker. Fronhausen/Lahn 2020, 476 S., zahlr. Abb. farb. u. sw.

Die oben abgebildete Zeichnung von Ferdinand Justi entstand am 30. Juli 1881. Justi, der für seine Trachtenstudien in den Semesterferien die Dörfer der Marburger Landschaft durchwanderte, wird auf dem Weg nach Seelbach, wo er öfter die Familie Wagner (*Kouze*, heute Born-gasse 6) besuchte, an der Steinfurtsmühle vorbeigekommen sein. Da die Bahnlinie von Niederwalgern nach Gladenbach noch nicht gebaut war, ist er sicherlich vom Bahnhof Fronhausen aus über Oberwalgern, Reimershausen und Altenvers nach Seelbach gegangen. Schon darin deutet sich an, dass Oberwalgern mit den beiden Mühlen keineswegs abgelegen, sondern in der älteren Zeit sogar Kreuzungspunkt von Fernhandelsstraßen war. Walter Ruth hat im vorliegenden Buch über die Geschichte der Verkehrswege von der alten Weinstraße bis zur Landestraße Fronhausen-Gladenbach berichtet.

Zum 1250. Ortsjubiläum der Ersterwähnung ist in diesem Buch die Geschichte Oberwalgerns in vielen Facetten beschrieben worden. Die Jubiläumsfeier musste pandemiebedingt verschoben werden, das Buch zur Feier ist jedoch 2020 schon erschienen. In einem umfangreichen Beitrag stellt Andreas Schmidt (dem auch der Hinweis auf die Justi-Zeichnung zu verdanken ist) die bau- und besitzgeschichtliche Entwicklung der beiden Steinfurtsmühlen sowie der älteren Häuser und Höfe in Oberwalgern vor, veranschaulicht durch viele ältere Aufnahmen der Höfe und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner sowie eine Faltkarte mit der Lage der Höfe nach der ältesten Gemarkungskarte von 1783, die dem Buch beigegeben ist. Beiträge zur Siedlungsgeschichte (Manfred Gerhardt), zu den frühen

Erwähnungen von Walgern im Lorscher Codex, zur Baugeschichte der Kirche (Susanne Gerschläuer), zum Patronatsrecht des Deutschen Ordens in Oberwalgern 1258 bis 1809 (Katharina Schaal) und zu Nachrichten aus den Kastenrechnungen zur Zeit der Zweiten Reformation (Peter Heidtmann-Unglaube) behandeln die mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte des Dorfes. Die Schulgeschichte wird in den Beiträgen von Renate Hildebrandt und Manfred Oldach mitgeteilt. Über die jüdischen Familien Löwenstein und Graf in Oberwalgern berichtet Annetarie Schlag; in der sorgfältigen Auswertung der Akten werden die im Nationalsozialismus erfahrene Diskriminierung, die Perfidie der Unterstellungen und Denunziation deutlich, mit denen Vorurteile und Hass geschürt wurden. Die Berichte zu Dorfleben und Erziehung der Jugendlichen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit sowie zur Bedeutung des RAD-Lagers Damm für den Ort Oberwalgern (Manfred Oldach), zu Flüchtlingen und Vertriebenen und ihrer Ansiedlung nach dem Zweiten Weltkrieg (Renate Hildebrandt) zeichnen mit weiteren Beiträgen die Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts nach.

Ausführlich stellt David Gerhardt die Flurnamen der Gemarkung vor und erklärt ihre Bedeutung; zu diesem Beitrag liegt ebenfalls eine Faltkarte dem Buch bei. Der Bericht zur Entwicklung der Landwirtschaft von 1950 bis heute (Manfred Oldach) macht deutlich, wie rasant die Mechanisierung in diesen wenigen Jahrzehnten verlaufen ist und welche Auswirkungen sie auf die Siedlungs- und Erwerbsstruktur im Dorf hatte. Das ortsansässige Gewerbe wird in kleineren Beiträgen beschrieben, und auch die Vereine stellen sich vor – bis hin zum Förderverein, der zur Ausrichtung der Jubiläumsfeier gegründet wurde, und bei dem noch einige Exemplare dieses schön gestalteten und mit festem Einband versehenen Buches erhältlich sind (<https://www.oberwalgern1250.de>). SB